Expedition in Amerika: B. HERDER, 19 South fifth Street, St. Louis, Mo.

Illustrirte Monatschrift

im Anschluß an die Lyoner Wochenschrift des Vereins der Glaubensverbreitung.

Nro. 1. „Die katholischen Missionen“ erscheinen allmonatlich, zwei bis drei Quartbogen stark, und können durch jede Buchhandlung bezogen werden. Preis per Jahrgang $ 1.75. postfrei. Januar 1878.

Inhalt: Das apostolische Vikariat von Ho-nan (China). — Missionsbischof und Martyrer. — Formosa. — Nachrichten aus den Missionen: Ostindien; Westafrika; Britisch Nordamerika; Vereinigte Staaten von Nordamerika. — Miscellen. — Für Missionszwecke.

Das apostolische Vikariat von Ho-nan (China).

Obwohl um die ganze Breite der Provinz Schan-tung (d. h. um 4 bis 5 Breitegrade) vom gelben Meere getrennt, hat der größere Theil der chinesischen Binnenprovinz Ho-nan den Charakter eines wasserreichen, fruchtbaren Tieflandes, das man in Bezug auf den Reichthum seiner Erzeugnisse, wie auf deren theilweise Ursache mit Niederägypten vergleichen kann. Aber nicht bloß ein Nil befruchtet diese weiten Niederungen. Außer dem Gelben Fluß (Hoang-ho), dem zweitgrößten des himmlischen Reiches, dessen mittlerer Stromlauf die Provinz theilweise im Norden begrenzt, wird sie, wo sie diese natürliche Grenze überschreitet, von dem Wei-ho und andern kleinen Flüssen bewässert. Südlich vom Gelben Fluß aber führen der Scha-ho, Schu-ho und Hoei-ho, sämmtlich in Zwischenthälern des Nordgebirges (Peling) entspringend, ein zahlloses Netz von Wasseradern der Provinz Kiang-su zu, um sich dort mit den breiten Fluthen des Gelben Flusses zu vereinigen. Nicht nur der Wasserspiegel, sondern auch das Strombett des letzteren liegt höher als das Flachland, das er durchströmt. Obwohl aber der Kunstfleiß und die unternehmende Thätigkeit der Einwohner dem Strome durch gewaltige Dämme seit uralter Zeit ein geregeltes Bett angewiesen und dasselbe im Laufe der Jahrhunderte mehr denn einmal, nach Rücksichten größeren Nutzens, anders gelegt hat, ist es der Kunst doch nicht gelungen, die zahllosen Städte, Ortschaften, Dämme, Straßen, Bauten, mit welchen die Niederungen übersäet sind, völlig gegen das Ungestüm des reißenden Stromes zu sichern. Alljährlich überfluthet er seine Dämme und setzt eine Fläche unter Wasser, die größer als Bayern, Württemberg, Baden und Elsaß zusammengenommen ist. Der Segen, den er stiftet, ist indeß weit größer, als seine Zerstörungen. Das Land, von der Hauptstadt Khai-fung-fu an, die sich etwa eine Stunde südlich davon zwischen Dämmen von Quadersteinen erhebt, bis hin gegen die Ost- und Südgrenze der Provinz ist ein wahrer Garten, in welchem Waizen, Obst und Mohn in üppigster Fülle gedeihen, während die nützliche Baumwollenstaude die der Fluth unzugänglichen Hügel bekleidet. Der Süd-Westen der Provinz ist von W. nach O. von dem Nordgebirge (Peling) durchzogen, das nach rechts und links lange Seitenketten aussendet. Nördlich davon, am Flusse Lo-ho und nicht sehr ferne dem Hoang-ho, liegt die zweite Stadt der Provinz, Ho-nan-fu, durch ihre hügelige Lage gegen die Überschwemmung gesichert, als früheres Hoflager, sowie durch ihre Kaisergräber in der Landesgeschichte bemerkenswerth. Südlich vom Peling liegt die Stadt Nan-jang-fu, neben Kuei-te, Tschin-tschëu, Schu-ning die bedeutendste Stadt am rechten Ufer des Gelben Flusses und der Sitz des apostolischen Vikars. Das Gesammtareal der Provinz beträgt 3148 □Meilen mit 29,069,771 Einwohnern, so daß also 9234 Seelen auf die □Meile kommen. Die Bevölkerung wird schon von Missionären des 17. und 18. Jahrhunderts ihrer Rührigkeit und namentlich ihrer Gutmüthigkeit halber gerühmt; auch der neuere Reisende von Richthofen meint, daß wohl auf der ganzen Erde kein gutmüthigerer Menschenschlag existire.

In der katholischen Missionsgeschichte nimmt Ho-nan keine so bedeutende Stelle ein, wie die Missionen Peking, Nanking,

Nan-tschang-fu und Tschao-tschëu, welche sich schon durch die Thätigkeit des P. Matthäus Ricci (1587—1610) zu Mittelpunkten der katholischen Glaubensverbreitung gestaltet hatten. Doch wurde es schon um diese Zeit von Missionären besucht. Die Veranlassung hiezu gab die Entdeckung des P. Ricci, daß sich in der Provinzialhauptstadt Khai-fong-fu eine Judengemeinde befände, und die Erwartung, in den Büchern dieser schon seit undenklichen Zeiten nach China verschlagenen Juden Manches zu finden, was für die heilige Wissenschaft überhaupt und besonders für die Glaubwürdigkeitsbeweise und das Verständniß des Alten Testaments von Belang sein könne. P. Ricci wäre gern selbst nach Khai-fong-fu gereist, um die interessante Entdeckung weiter zu verfolgen; allein die Stadt liegt 200 Meilen von Peking entfernt, und seine Stellung am königlichen Hofe erlaubte dem von Arbeiten aller Art überhäuften Missionsobern und königlichen Astronomen nicht, die weite Reise dahin zu unternehmen. Nur mittelbar durch einen jungen Juden aus der genannten Gemeinde konnte er sich vergewissern, daß dieselbe augenblicklich noch aus 10 bis 12 Familien bestehe und ein altes Exemplar des Pentateuchs in ihrem Besitze habe. Wiewohl der Jude, als ihm P. Ricci eine hebräische Bibel zeigte, die Charaktere gleich erkannte, konnte er sie doch nicht lesen, da er von Jugend auf ausschließlich in der chinesischen Schriftsprache unterrichtet worden war. Ein Brief, den P. Ricci durch einen Missionär an den Synagogenvorsteher in Khai-fong-fu entsandte, ward von diesem mit außerordentlicher Freude aufgenommen und durch die Einladung erwiedert, selbst zu kommen und die Leitung der Synagoge zu übernehmen, da er, der Vorsteher, bereits ein alter Mann sei, keinen tauglichen und kundigen Nachfolger besitze und aus dem Briefe Ricci's ersehen habe, daß er sich trefflich zu diesem Amte eigne. Die Vergleichung aller Anfangs- und Schlußstellen der Hauptabschnitte, welche sich P. Ricci erbeten hatte, mit der plantianischen Ausgabe der hebräischen Bibel ergab die Identität der Schriftrolle mit dem vollständigen Pentateuch. Nur hatte das Exemplar der chinesischen Juden natürlich keine Vokalpunkte. Als 1613 (drei Jahre nach dem Tode Ricci's) der des Hebräischen kundige P. Aleni nach Khai-fong-fu gesandt ward, war der alte Synagogenvorsteher daselbst bereits mit Tod abgegangen; der neue Vorsteher ließ den Missionär kaum die Synagoge sehen, eine Untersuchung der biblischen Schriftrolle wollte er durchaus nicht verstatten; ebenso wenig gelang es den PP. Rodriguez und Figuredo, dieselbe zu Gesichte zu bekommen; erst nahezu ein Jahrhundert später (1704) erhielt P. Gozani Zutritt zu der Synagoge, sah die Schrift und bahnte die so lang ersehnte Untersuchung an, welche, von P. Goubil unternommen, die Gelehrten jener Zeit lebhaft beschäftigte, über die Geschichte der Juden in China manche interessante Einzelheiten zu Tage förderte, doch in apologetischer Hinsicht den gehegten Erwartungen kaum entsprach.

Immerhin hatte diese Untersuchung den Vortheil, daß Khai-fong-fu schon im Anfang des 17. Jahrhunderts eine ständige christliche Mission ward und das Christenthum sich unter den Chinesen ausbreitete, während die engherzigen Juden sich weigerten, die christlichen Missionäre in ihre Bundesrollen blicken zu lassen. Doch nahm die Kirche daselbst keine hervorragendere Stellung unter den 175 Gemeinden ein, welche 1661 in dem weiten chinesischen Reich bestanden. Auch als 1688 der apostolische Stuhl die zwei Bisthümer Peking und Nanking und die vier apostolischen Vikariate Fokien, Setschuan, Yun-nan und Kuei-tschëu errichtete, erhielt die Provinz Ho-nan weder einen eigenen Bischof, noch einen eigenen apostolischen Vikar. P. de Fonteney, der 1704 auf einer längeren Missionsreise durch China die Stadt Khai-fong-fu berührte, beschreibt in seinem Reisebericht (vom 15. Febr. 1705) zwar sehr genau die Bodenbeschaffenheit der Provinz, die Eigenthümlichkeiten des Gelben Flusses, die Lage der Stadt und den friedsamen Charakter der angrenzenden Völkerschaften; leider erwähnt er die Mission selbst mit keinem Worte; wenige Jahre später (1720) wirkte aber daselbst ein portugiesischer Jesuit, P. Segueira, mit vielem Segen. Aus der folgenden Zeit haben wir zwar keine Berichte mehr; daß jedoch die Christengemeinden auch in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts fortbestanden, erhellt aus einem Briefe des ehrw. Lazaristen P. Perboyre, welcher Khai-fong-fu (im Volksmunde Pien-Leang) 1837 besuchte und nicht nur auf Dörfer stieß, in welchen sich noch Christen fanden, sondern auch erfuhr, daß noch zwischen 1777 und 1787 ein Missionär, P. Lamade, in dieser Gegend gewirkt hatte und daselbst gestorben war. P. Lamade gehörte zu den zahlreichen Jesuiten, welche das Aufhebungsbreve Clemens' XIV. auf mühevollen Missionsposten weithin zerstreut durch das ungeheuere Reich der Mitte traf. Weder der buddhistische Zelotismus, noch der fanatische Europäerhaß hatte sie von ihren Gemeinden verdrängen können, auch als das Christenthum verpönt und verfolgt ward. Erst als die Aufhebung der Gesellschaft Jesu diesen Männern jede Aussicht auf Hilfe abschnitt, sie, einer um den andern vereinsamt auf ihren gleichsam verlorenen Posten dahinstarben, näherte die Absicht der chinesischen Christenverfolger sich ihrem Ziele. Ohne Hilfe und Unterstützung, von Ort zu Ort gescheucht, von den Heiden gehaßt, von den Christen nur mit Furcht und Schrecken beherbergt, erlagen die vereinzelten Exjesuiten im Verlaufe von wenigen Jahrzehnten dem Martyrium ihres anscheinend hoffnungslosen Apostolats. Als P. Lamade in Ho-nan starb, wagten es die Christen, deren Heil er Gut und Blut geopfert hatte, nicht einmal, ihn anständig zu begraben. Eine Nachbargemeinde bat sich den ehrwürdigen Leichnam unter dem Titel der Verwandtschaft aus und begrub ihn im Geheimen. Jede Spur des Missionärs und seines Grabes wäre übrigens trotz dieses kleinmüthigen Mitleids verloren gegangen, wenn Gott nicht die letzte Ruhestätte des Glaubensboten durch auffallende Erscheinungen verherrlicht und durch dieselben zwei Heiden zur Erkenntniß des wahren Glaubens geführt hätte. Durch diese gelangte P. Perboyre zu der Gewißheit, auf einem schon durch frühere Glaubensboten geheiligten Boden zu arbeiten.

Doch das gottgewollte Missions- und Civilisationswerk der katholischen Kirche ist nicht gleich menschlichen Unternehmungen an die Lebensdauer einzelner Männer oder Reiche gefesselt. Es rechnet mit Jahrhunderten, wie menschliche Einrichtungen mit Jahren. Wie heute eine neue englische Hierarchie das heilige Amt eines hl. Anselm und eines hl. Thomas von Canterbury fortsetzt, so folgten auch den ersten Glaubensboten China's nach der Unterbrechung eines halben Jahrhunderts eine neue Schaar eifriger, glaubensmuthiger Missionäre und erweckten das scheinbar untergegangene Werk ihrer Vorläufer zu neuem Leben.

Der erste Glaubensbote, welcher der Provinz Ho-nan diesen „zweiten Frühling" verkündete, war der französische Lazarist P. Clet, welcher schon 1790 nach China kam und im Jahre 1819 in der Provinz Ho-nan ergriffen wurde, um im darauffolgenden Jahre in Wu-tschang-fu, der Hauptstadt Hu-pe's, für

den Glauben zu sterben. Ihm folgte im Apostolat Ho-nans der bereits erwähnte ehrw. P. Perboyre. Von der Provinz Hu-pe aus besuchte dieser die Nachbarprovinz Ho-nan bald nach seiner Ankunft (1835); er wurde mehreren treugebliebenen Christen zum letzten Tröster und legte durch seine Reise den Grund zur Wiederbelebung der vorgefundenen Keime. Er selbst kehrte nach seiner Station Hu-pe zurück und wirkte hier segensreich, bis eine im Januar 1840 ausgebrochene Verfolgung ihm erst die Ehre eines Bekenners und dann die Palme des Martyrers erwarb. Er wurde auf der Flucht durch einen Neophyten verrathen und am 11. Sept. 1840 ebenfalls in Wu-tschang-fu an einem kreuzförmigen Galgen hingerichtet. Allein auch hier wurde das Blut der Martyrer der Same neuer Christen. Die Erbschaft der beiden ehrw. Martyrer trat in Bezug auf Ho-nan ihr Ordensgenosse P. Heinr. Max Baldus an, welcher mit P. Perboyre nach Hupe gekommen war und bei dessen Gefangennehmung auch beinahe dessen Loos getheilt hätte. Es gelang ihm jedoch, zu entfliehen und nach den Mühen und Gefahren eines monatlangen Flüchtlingslebens nach Kiang-si zu entkommen, wo er sich indeß nicht lange aufhielt, sondern nach Lu-y-tschien in der Provinz Ho-nan übersiedelte, um hier nicht nur der Gründer einer vereinzelten Mission, sondern eines ganzen apostolischen Vikariats zu werden.

Als Hauptschwierigkeit des Apostolats in diesem Lande bezeichnet er in einem seiner ersten Briefe aus Lu-y-tschien die bekannte Feigheit der Chinesen, welche bei den zerstreuten, seit vielen Jahrzehnten aller priesterlichen Hilfe beraubten Christen von Ho-nan sich zu einer förmlichen Priesterscheu und stetigen Verfolgungsfurcht gesteigert hatte. „Was soll man mit Leuten anfangen," sagt der Missionär, „die in jedem Neophyten einen Judas, in jedem Heiden einen Spion erblicken; was mit Eltern, die ihre Kinder bis zum zwölften Jahr in völliger Unkenntniß der Religion aufwachsen lassen, aus Besorgniß, wie sie sagen, sie könnten sonst die Dogmen und Geheimnisse der Religion den Götzendienern ausschwatzen? So excommuniciren sich zahlreiche Familien selbst, indem sie sich fast jeden Verkehr mit uns und den übrigen Christen untersagen, und von dieser Isolirung bis zum völligen Abfall ist es wohl weniger weit, als sie denken mögen." Zu dieser Schwierigkeit, welche sich aus dem gutmüthigen, weichen Naturell des Volkes von Ho-nan genügend erklärte, gesellte sich die Entfernung der Provinz von allem europäischen Verkehr. Der blinde Nationalstolz der heidnischen Chinesen, hier von keinem europäischen Kanonenboote bedroht und den europäischen Consuln unerreichbar, fühlte sich ganz als Herr und Meister. Der „Europäer" galt hier noch als Gräuel, und das eitelste, erlogenste Altweibermärchen genügte, die abergläubischen Massen wider die Christen zu fanatisiren. Hier wie anderswo in China wurzelte der Greuel des Kindermordes nicht in Ausbrüchen vorübergehender Leidenschaft, sondern in kaltblütig berechnendem Mißverständniß des Familienintereſses und des Volkswohles; alle andern chinesischen Nationallaster wucherten an den Ufern des Gelben Stromes ebenso üppig, wie in den übrigen Provinzen. Eine verlogene, betrügerische und grausame Rechtspflege, die man kaum mehr eine Rechtspflege nennen kann, verschloß jeder sittlichen Besserung des Volkes die naturgemäßen Bahnen und machte es jedem geldgierigen oder blutdürstigen Schwindler möglich, eine Christenverfolgung vom Zaune zu pflücken. So befanden sich die Überreste der älteren christlichen Gemeinden in Ho-nan in durchaus keiner rosigen Lage, und es brauchte die Unerschrockenheit eines stets zum Martyrium bereiten Glaubensboten, um sich gleich den mächtigen Steinwehren des Hoang-ho zugleich der Furchtsamkeit der Christen und der ganzen Macht heidnischer Leidenschaft entgegenzustemmen. Das that denn der muthige Lazarist, der in Hu-pe schon nahe daran gewesen war, mit seinem Vorläufer Perboyre die Ehre des Martyriums zu theilen. Dank seinem Eifer gewann die verwahrloste und lichtscheue Christenheit von Lu-y-tschien schon in wenigen Monaten ein anderes Aussehen: die Gläubigen wagten sich erst zaghaft, dann immer entschiedener zum öffentlichen Gottesdienste herbei, feierten die Sonn- und Festtage mit glaubensfroher Feierlichkeit, überließen sich ohne Menschenfurcht der Leitung des Missionärs und stellten diesem aus ihrer Mitte tüchtige Katecheten, welche den Kreis seiner Thätigkeit nicht wenig erweiterten und es ihm verstatteten, auf neue apostolische Eroberungen auszugehen. Am 2. März 1844 erhob Papst Gregor XVI. die emporblühende Mission zum apostolischen Vikariat und Msgr. Baldus zum Bischof und apostolischen Vikar von Ho-nan. Änderte dieß auch nichts an den Mühsalen und Gefahren des Missionärs, wie an den Schwierigkeiten, die Land und Leute ihm boten, so gewährte der erste Schritt zu kirchlicher Organisation doch seiner Thätigkeit bedeutenden Nachdruck. In Nan-jang-fu, wo die Christen noch 1843 keine halbe Viertelstunde weit zu gehen wagten, um eine heilige Messe zu hören, hielt man 1848 öffentliche Leichenzüge von mehr als zwei Meilen her; ein Bekehrter Namens Tschang, ein Kaufmann, predigte das Evangelium offen auf dem Markte, indem er seine Handelsgeschäfte dazu benützte, den Käufern von Christus und seiner Lehre zu reden. Die Christengemeinden Nan-jang-fu, Tschang-te-fu und Lu-y-tschien erhoben sich nicht nur aus ihrem muthlosen Stillstand, sondern stellten fortan jedes Jahr ihre Zahl Neophyten. Neben diesen Gemeinden ältern Ursprungs bildeten sich von 1846 bis 1848 zu Kuang-tschen, im Südosten der Provinz, Ansätze zu fünf neuen Missionsniederlassungen, die 1848 bereits 200 Christen und 800 wohlunterrichtete Katechumenen zählten; ein Bonze, ein Tao-sse (beide Pagodenvorsteher) und zwei Gelehrte traten hier zum Christenthum über und unterstützten dessen Verbreitung mit ihrem Ansehen. Ein Hauptwerkzeug der Gnade bei diesen Bekehrungen war ein armer herumziehender Handwerker, der 1844 in Hu-guang zur Annahme des christlichen Glaubens gelangt war und seitdem das Amt eines Katecheten mit unermüdlichem Eifer und auffallendem Segen ausübte. In zwei Jahren durchwanderte er im Interesse der Religion über 6000 Li[1], hier predigend, dort Bücher an die Katechumenen austheilend, Botschaften des Bischofs an entlegene Christengemeinden ausrichtend, dann hinwieder die Anfragen, Bedenken, Geschäfte dieser bei dem Bischof erledigend. Seine Thätigkeit erstreckte sich sogar über die Grenzen der Provinz hinaus und verschaffte einer Gemeinde in Kiang-nan die nöthigen Almosen zum Bau einer Kirche. Die drei Zimmer, die in Lu-y-tschien als Betsäle gedient hatten, wurden bald zu eng; auch die andern erwähnten Missionsposten mußten an die Errichtung größerer gottesdienstlicher Lokale denken. Ein von Msgr. Baldus angefangenes Seminar zählte 1848 sieben Schüler. Trotz der weiten Entfernungen der Gemeinden (400 bis 1200 Lis) gediehen dieselben sichtlich und breiteten da und dort neue Zweige aus.

Kaum begann indeß das Christenthum in Ho-nan diesen er-

[1] Die Li (chinesische Meile) hat 180 Tschang, der Tschang 2 Pu oder Schritte, so daß eine Li nahe gleich einem halben Kilometer ist.

freulichen Aufschwung zu nehmen, als der Muth der Neophyten durch die Verfolgung auf die Probe gestellt ward. In Kuang-tscheu gab man sie als Pe-lien-kiao (Freimaurer) aus und setzte zwei der Vornehmsten angeblich als Rebellenhäupter gefangen. Durch seine Klugheit entriß sie aber Msgr. Baldus nach kurzer Zeit dem Gefängniß. Erst im Jahre 1851 nahm die Verfolgung größere Ausdehnung und einen ernsteren Charakter an. Die meisten Gemeinden wurden jetzt von Polizeimandarinen durchsucht, von beutegierigen Häschern und Soldaten ausgesogen. Ein inländischer Priester starb, von den Verfolgern umhergehetzt, in einem öden Versteck am Hungertode. Der Bischof selbst wurde zur Flucht gezwungen.

Die Haupthebel der Verfolgung waren, wie gewöhnlich in China, Geldgier, Fremdenhaß und Abscheu gegen die aus dem Ausland kommende Religion. Der Kunstgriff, dessen sich die Verfolger bedienten, war ebenfalls der in China landläufige; die Christen wurden in die augenblicklichen politischen Wirren hineingelogen und die Massen durch allerhand abergläubisches Geschwätz gegen die angeblichen „Rebellen" aufgereizt. Dießmal ernannte man sie zu Miao-tse, d. h. zu Angehörigen jener rebellischen Gebirgsstämme der Westprovinzen, welche damals den kaiserlichen Hof und sämmtliche Ostprovinzen durch ihre freibeuterischen Streifzüge mit Besorgniß erfüllten. Msgr. Baldus wurde ohne Weiteres zum Haupte aller Miaos erklärt und schreckenerregende Prophezeiungen machten das Wohl des Reiches davon abhängig, daß er eingebracht und aus der Welt geschafft würde. Als die chinesische Polizeimaschine in Folge dieser Agitation ihre Fangarme nach ihm ausstreckte (im Mai 1851), befand er sich glücklicherweise gerade auf einer Conferenz der apostolischen Vikare China's im Colleg der Jesuiten bei Schanghai. Durch ein zweideutig gehaltenes Aktenstück gab inzwischen der junge Kaiser Hien-Fong der Verfolgung freien Spielraum; der Gouverneur der Provinz Ho-nan, der Großmandarin Pan, meinte am besten den Wunsch seines Herrn und Meisters zu

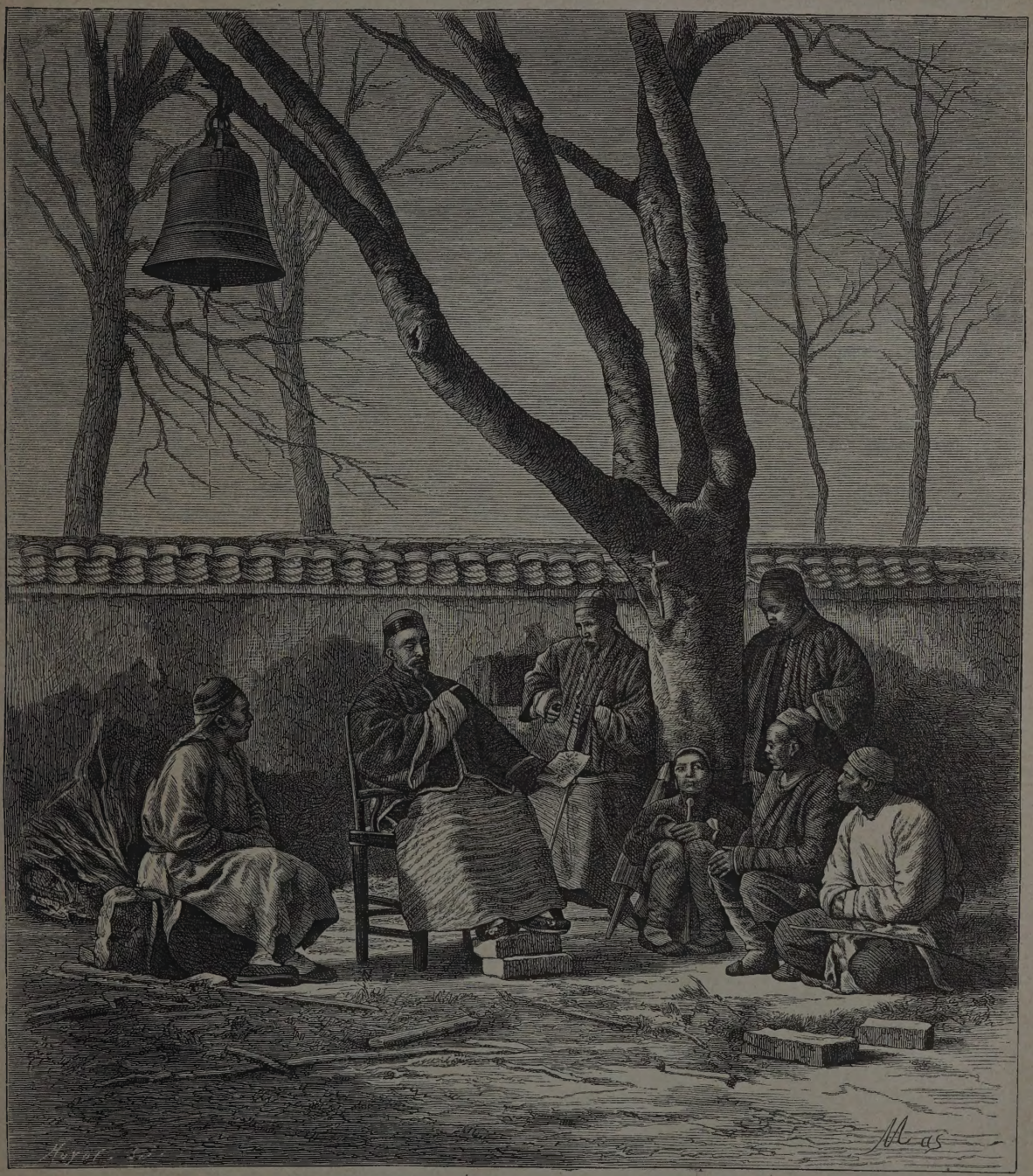
Die Herz-Jesu-Kirche und die Missionsgebäude von Nan-jang-fu (Ho-nan).

treffen, wenn er das Gesetz möglichst christenfeindlich verstände und vollzöge, und so wurden fünf von den sechs Distrikten der Mission auf's Härteste mitgenommen, das kleine Seminar zersprengt, von den fünf Missionären der Provinz drei in die Berge verjagt und einer gefangen gesetzt. Die einzige Gemeinde Kueyte-fu blieb verschont, und nur P. Delaplace, der heutige apostolische Vikar von Peking, damals noch einfacher Missionär in Ho-nan, blieb auf seinem Posten und konnte die betrübenden Ereignisse nach Europa melden.

Das war ein harter Schlag für die noch junge Mission. Die Frucht einer zehnjährigen Mühewaltung war größtentheils zerstört, und was schlimmer war, bei allem Muth, den einzelne Christen in der Verfolgung an den Tag legten [1], fiel doch die Masse der christlichen Bevölkerung theilweise ihrer frühern nur allzunatürlichen Entmuthigung und kopfscheuen Furchtsamkeit anheim. Unter allen Hindernissen eines solchen Zustandes und unter dem Drucke andauernder Verfolgung mußte Msgr. Baldus das doppelte Werk der Heidenbekehrung und der christlichen Organisation wieder von vorne beginnen. Endlose politische Wirren, welchen die Provinz anheimfiel, die unaufhörlichen Raubzüge wirklicher Rebellenbanden, welche das Land sengend und brennend durchzogen, die Brandschatzungen kaiserlicher Truppen, welche ihre chinesische Tapferkeit mehr durch Ausplünderung friedsamer Leute als durch Waffenthaten bewährten, zeitweilig auch

[1] Einer der Bekenner, U-tsiuen-tschang, verwandelte während seiner sechsjährigen Gefangenschaft in Kuang-tscheu das Gefängniß selbst in ein Katechumenat. Von seinen 46 Mitgefangenen vereinigten sich über 40 täglich mit ihm zu mehrmaligem Gebete. Obgleich kärglich behandelt, sparten sich diese Gefangenen im Kerker Früchte vom Munde ab, um sie durch Christen, die sie besuchten, dem Missionär zustellen und ihm dadurch nach chinesischer Sitte einen Beweis ihrer Ehrfurcht geben zu lassen.

noch Mißwachs und Hungersnoth erschwerten nicht wenig die an sich schwierige Lage. Man muß das Gottvertrauen und den Heldenmuth des Bischofs bewundern, der in dieser Lage unerschütterlich Stand hielt, und gleichsam kämpfend mit der einen Hand, mit der andern unverdrossen am Wiederaufbau seiner Missionen arbeitete. Herrliche Beispiele von Glaubenstreue von



Ein Missionär im Hofe des Seminars von Nan-jang-fu, die Katechumenen unterrichtend.

Seiten seiner Neophyten und Katechumenen entschädigten ihn für seine Mühen und Sorgen. Die Lage selbst vermochte Msgr. Baldus eben nicht umzugestalten, und als er 1865 als apostolischer Vikar nach Kiang-si versetzt ward, befand sich seine geliebte Mission Ho-nan noch immer im Zustand des Kampfes und der Bedrängniß.

Nur wenig hatten sich in dieser Hinsicht die Dinge geändert, als vier Jahre später (1869) die Leitung der Mission aus den Händen der französischen Lazaristen in diejenigen der Priester des Mailänder Missionsseminars überging. Daß das Wirken der ersteren indeß, mitten unter all' jenen Bedrängnissen, nicht fruchtlos gewesen war, geht aus der Zahl der Christen hervor, die für das Jahr 1873 auf 4194 angegeben wird, zu denen noch 1480 Katechumenen treten. Das ist freilich eine kleine Zahl, wenn man sie mit den 29 Millionen Seelen der gesammten Provinz vergleicht; aber groß erscheint sie, wenn man bedenkt, daß sie den Schwierigkeiten einer andauernden Verfolgung abgerungen werden mußten! Einige Gewaltanläufe des heidnischen Fanatismus abgerechnet, welche in den allerletzten Jahren sowohl die Mission von Nan-jang-fu als andere Stationen beunruhigten, nahm die Verfolgung seither einen gelinderen Charakter an, indem zwar die Gläubigen und ihre Missionäre vielfach belästigt wurden, aber doch der Ausbreitung des Glaubens selbst kein durchschlagendes Hinderniß mehr in den Weg trat.

Die Zahl der Missionäre (1873 nur 6 nebst einem einheimischen Priester) beläuft sich gegenwärtig auf 8 europäische und 4 einheimische Priester, an der Spitze derselben steht Msgr. Simon Volonteri, aus Mailand gebürtig und daselbst 1857 zum Priester geweiht, von 1859 bis 1870 Missionär in Hongkong, seit 1870 Missionär in Ho-nan, am 25. Juli 1873 zum Bischof von Paleopolis und apostolischen Vikar von Ho-nan ernannt. Unter großem Jubel der Bevölkerung hielt er in der Charwoche 1874 seinen Einzug in die Kirche zu Nan-jang-fu, deren Neubau er selbst als apostolischer Provikar 1872 begonnen hatte. Nicht ohne mannigfache Schwierigkeiten, welche die Armuth der Gläubigen und die Scheelsucht der Heiden dem Werke bereiteten, gelangte diese Kirche und das nebenanliegende Seminar 1875 zur Vollendung. Sie ist dem göttlichen Herzen Jesu gewidmet und ein schönes Denkmal der Macht dieses Herzens, dessen Liebe und Starkmuth, hier fortlebend in hochherzigen Glaubensboten, über die feindseligen Stürme so vieler Jahrzehnte triumphirt hat. Noch in dem Jahre, da sie vollendet werden sollte, machten die Heiden die verzweifeltste Anstrengung, den Mandarin der Stadt zu einer neuen Verfolgung aufzustacheln und die Zerstörung des Baues zu erwirken. Von dem französischen Consul in Peking im Stich gelassen, in der entlegenen Binnenprovinz von jeder Hilfe abgeschnitten, war der edle Bischof ganz an den Schutz des göttlichen Herzens selbst gewiesen — und sein Vertrauen ward nicht getäuscht. Jetzt sind bereits neben der vollendeten Kirche zwei Waisenhäuser in Angriff genommen, und zahlreiche andere, heranwachsende Christengemeinden werden die so nothwendigen Gotteshäuser erhalten, wenn die Großmuth ihrer Brüder in Europa ihrer Armuth zu Hilfe eilt. Obwohl blutarm und von der Verfolgung bedrängt, brachten diese guten Christen im Jahre 1872 eine Gabe von 50 Franken zusammen, um Pius IX., dem gemeinsamen Vater der Christenheit, bei seinem 25jährigen Papstjubiläum ihre Liebe und Verehrung an den Tag zu legen.

Missionsbischof und Martyrer.

(Aus dem neueren Missionsleben in West-Tongkin.)

1. Der Bischof von Acanthus.

Eine gar schöne Erinnerung an den apostolischen Ursprung, das ehrwürdige Alter und die unbesiegliche Lebenskraft der katholischen Kirche liegt in dem Gebrauche, den Bischöfen der ausländischen Missionen, wie den Weihbischöfen in Europa, den Titel von Kirchen zu verleihen, welche, in den ersten Jahrhunderten als Sitze heiliger Lehrer oder als Ruhestätten ehrwürdiger Martyrer berühmt, im Verlauf der Zeit entweder gänzlich verschwunden oder nur als Trümmer einstiger Herrlichkeit im Lande ungläubiger Völker erhalten sind. Die Kirche hat da scheinbar das Loos aller menschlichen Einrichtungen getheilt; sie ist da erblüht, hat Früchte getragen und ist scheinbar wieder verblüht. Sie hat Großes gebaut und Herrliches geleistet, und es ist scheinbar in Staub und Asche gestürzt und hat keine Spur des Daseins als bloße Namen hinterlassen. Aber auch nur scheinbar; denn abgesehen davon, daß viele der ältesten erzbischöfliche und bischöfliche Sitze des Erdenrunds schon 18 Jahrhunderte überdauert haben und nie zu Diözesen in partibus infidelium geworden sind, haben auch die Namen der zerstörten und verschwundenen Bischofssitze außer ihrer geschichtlichen Weihe eine merkwürdige Kraft bewährt, das geheiligte Leben, das sie einst bezeichneten, zu erneuern, und in reicher, gesteigerter Fülle in die spätesten Jahrhunderte zurückzurufen. Nicht bloß die alten Namen sind wieder aufgelebt, sondern auch der Geist der Martyrer, auch der Glaube und der Opfermuth der Erstlingskirche, ihre Liebe, ihre Kraft, ihre Standhaftigkeit, ihre Selbstverleugnung, ihr Seeleneifer, die schönsten Charismen der Braut Christi. Mag der Blüthengarten theilweise verwüstet und versandet sein, der einst rund um die Gestade des Mittelmeeres sproßte, er ist neu aufgelebt in fernen Landen, von denen die ersten Jahrhunderte kaum etwas ahnten.

Drei Männer sind es vorzugsweise, welche in den letzten 40 Jahren den alten Bischofstitel von Acanthus auf's Neue mit dem Glanze der ältesten Kirche umgeben haben. Sie gehören ihrer Nationalität nach sämmtlich Frankreich an, ihrem Wirken nach der durch Leiden und Verfolgung so reichlich ausgezeichneten Martyrerkirche von West-Tongkin. Das Leben des einen fällt in die Regierungszeit des berüchtigten Christenverfolgers Minh-Menh, der 1820 den Thron des annamitischen Reiches bestieg, die beiden andern in die Regierungszeit des Kaisers Thiö-Tri, der von 1841—47, und seines Sohnes Tu-Duc[1], der von 1847 an bis herab auf die letzten Jahre die christliche Religion fast unausgesetzt verfolgte.

Der erste dieser drei Bischöfe ist der hochwürdigste Herr Petrus Borie-Dumoulin. Wie die Missionäre des Vikariates West-Tongkin überhaupt (seit 1693), war er Mitglied der Gesellschaft der auswärtigen Missionen in Paris. Er wurde zum Bischof ernannt, als die Verfolgungswuth des Kaisers Minh-Menh im Jahre 1838 ihren Höhepunkt erreicht hatte. Einunddreißig Martyrer verbluteten in diesem einen Jahre als Opfer heidnischer Grausamkeit und als Zeugen ihres

[1] Vgl. diese Zeitschrift, 1874, S. 169 ff.; 205.

Glaubens; unter ihnen erlagen die zwei Dominikaner-Bischöfe des östlichen Vikariates, Ignatius Delgado und Dominikus Henares, im Juni 1838, der eine im Kerker, der andere dem Schwert. Ihnen folgte am 24. November 1838 der ehrw. Borie-Dumoulin, mit der Palme des Martyriums geschmückt, bevor er noch die bischöfliche Weihe hatte erhalten können. Er ward, nachdem er die Qualen der schrecklichsten und grausamsten Untersuchung[1] heldenmüthig überstanden, an dem genannten Tage enthauptet.

Durch Martyrblut geheiligt und befruchtet, ging der Titel eines Bischofs von Acanthus, zugleich mit der Würde eines apostolischen Vikars von West-Tongkin, im Jahre 1840 an Msgr. Retord über, der sich damals schon 7 Jahre in der Mission als einer ihrer tüchtigsten Arbeiter und eine ihrer kräftigsten Stützen bewährt hatte.

„Welch' eine Lage," so charakterisirt er selbst in einem Briefe sein Hirtenamt, „beständig wie ein Vogel auf dem Zweig zu sitzen, ohne Unterlaß von Unheilsnachrichten beunruhigt: daß Spione uns auf der Fährte sind, daß man uns denuncirt hat, daß die Mandarine schon begonnen, uns zu umzingeln, — und welch' Unglück droht dann der Mission und den armen Christen — sie werden um unsertwillen geplündert, viele von ihnen getödtet werden! Um sie dieser Gefahr zu entziehen, gehen wir bald auf die Flüsse, um uns in Barken zu verstecken, bald ziehen wir uns in unterirdische Löcher zurück, um uns gleichsam lebendig zu begraben. Einmal blieben wir volle acht Stunden in einer solchen Grube vergraben, ohne andere Luft zu athmen, als diejenige, welche uns durch ein kleines Bambusrohr zuströmte. Als wir wieder herauskamen, waren wir beinahe ganz blöde und stumpfsinnig geworden. Die leiblichen Qualen in dergleichen kritischen Momenten sind nichts im Vergleich zu der Seelenangst, die man ausstehtt."

So von Dorf zu Dorf, von Versteck zu Versteck gehetzt, und doch immer muthvoll das Evangelium verkündend, das Reich Gottes ausbreitend und erhaltend, leitete Msgr. Retord, Bischof von Acanthus, unter den unaufhörlichen Verfolgungen der Kaiser Minh-Menh (bis 1841), Thiö-Tri (1841—1847) und Tu-Duc (von 1847 an) achtzehn Jahre lang das apostolische Vikariat West-Tongkin, bis er endlich, aufgezehrt von Leiden und Gefahr, als armer Flüchtling, einsam und verlassen in einer Bergeseinöde 1858 dem Fieber erlag. „Msgr. Retord ist nicht mehr," schrieb einer der Genossen seines Apostolates, der hochw. Herr Venard, im December 1858, „das bösartige Fieber der Wälder hat ihn am 22. October hinweggerafft. So endigte in völliger Verlassenheit und Hilflosigkeit dieses Leben voll Mühen und Leiden, nach einer Missionsarbeit von 25 Jahren, von denen 18 mit der schweren Bürde des apostolischen Vikariats verbunden gewesen waren. Msgr. Retord hat die schönen und so heiß ersehnten Tage des Friedens nicht heranbrechen sehen. Sein ganzes Missionsleben verlief inmitten von Gefahren und Prüfungen aller Art, es war nur die Verwirklichung eines Traums seiner Jugend, in welchem ihm die selige Jungfrau erschien, ihn auf die Spitze eines hohen Berges, an den Fuß eines großen Kreuzes trug und ihm sagte, sein Leben würde gekreuzigt sein bis zum Ende. Das Leben jedes Missionärs ist reich an Kreuz, dasjenige Msgr. Retords war es mehr als das irgend eines andern, und sein Tod auf einer wilden Bergeshöhe, mitten in einem sonst nur von reißenden Thieren bewohnten Walde, in vollständiger Entblößung von Allem, war ein Tod am Kreuze, an einem Kreuze nackt und bitter, wie das seines Meisters und Erlösers Jesus war."

Ihm folgte als theilweiser Erbe des leidenvollen Amtes und als dritter Bischof von Acanthus der erst 29jährige Missionär Joseph Simon Theurel, der unter den Stürmen erneuerterer und wilder Verfolgung bis zum 3. November 1868 an der Spitze der bedrängten Kirche West-Tongkins stand. Wie das Leben Msgr. Retords war auch seine Amtsverwaltung eine beständige Flucht, eine stete Lebensgefahr, ein unausgesetzter Kampf gegen die ganze Wuth und List eines haßerfüllten Monarchen und seines Mandarinenthums. Zahlreiche Gläubige seiner Heerde, seine theuersten Freunde und Mitarbeiter sah er zum Martyrtode gehen. Fast nur wie durch ein Wunder entzog ihm Gott die Gnade des Martyriums, um die Christen von Tongkin in dieser blutigen Schreckensperiode aufrecht zu erhalten und die Martyrer selbst in ihrem Heldenkampf zu stärken. Einige Züge aus dem Leben dieses Bekenners und demjenigen seines Jugendfreundes Venard, der unter seiner bischöflichen Amtsführung des Martyriums theilhaftig ward, mögen dem Leser zeigen, wie enge „Bischof" und „Martyrer" noch im kirchlichen Leben der Gegenwart verbunden sind und wie sich der Name altchristlicher Martyrerkirchen auch heute noch als lebenskräftig bekundet[1].

Joseph Simon Theurel wurde am 28. October 1829 in der Erzdiözese Besançon geboren. Er war der Sohn einer wackern Bauernfamilie, die wohlhabend genug war, ihren Kindern eine höhere Ausbildung angedeihen lassen zu können, freigebig genug um sie ihnen zuzuwenden, und fromm und rechtschaffen genug, um ihnen dieselbe wahrhaft zum Segen werden zu lassen. Zwei der Söhne wurden Priester, eine Tochter Nonne und ein dritter Sohn, Joseph Simon nämlich, sogar Bischof. Erst elf Jahre alt, wurde der kleine Joseph Simon von dem ältern Bruder Franz mit nach Besançon genommen, um dort zu studiren. Bei aller Lebhaftigkeit und Zerstreutheit legte der muntere Knabe doch einen tiefen, ernsten Zug zur Frömmigkeit an den Tag und begründete in einer herzlichen Andacht zum Leiden Christi, die er zeitlebens festhielt, den Keim eines heiligen, priesterlichen Lebens. Nachdem er seine Studien noch mehrere Jahre in Luxeuil und Vesoul fortgesetzt, trat er im November 1848 in's Priesterseminar von Besançon, von welchem er jedoch schon im folgenden Jahr, nach langer, aufrichtiger Selbstprüfung von seinem Beruf zum apostolischen Leben überzeugt, in das Seminar der auswärtigen Missionen in Paris übertrat. Drei ernste, aber zugleich unendlich freudenreiche Jahre brachte er in dieser ehrwürdigen Anstalt zu, welche der Kirche schon so viele Martyrer, Bekenner und Apostel gegeben und den Glauben Christi in so vielen Ländern der Erde gepredigt hat. Was ihn nicht zum wenigsten hier anzog, war der „Saal der Martyrer", wo zahlreiche Reliquien die hohen Ziele dieser apostolischen Schule verkündeten[2]. „Unser Empfangssaal," schrieb er, „hat keine weichen Sessel; von seinen Vorhängen wird man bald sagen, daß sie vor Zeiten einmal roth gewesen sind; aber er ist geschmückt mit Fesseln, mit Bambusstäben, mit blutgetränkten

[1] Über die in Annam bei der Untersuchung gebräuchlichen Folterwerkzeuge vgl. diese Zeitschrift 1874, S. 207, und die Illustration S. 172.

[1] Vgl. J. Morey, Msgr. Theurel. Paris, Lecoffre, 1876. Vie et Correspondance de J. Théophane Vénard. Poitiers, Oudin, 1870.

[2] Vgl. diese Zeitschrift 1874, S. 223.

Matten und mit glorreichen Reliquien. O wenn Sie wüßten, wie gut man betet und wie man seinen Muth wachsen fühlt im Anblick dieser ehrwürdigen Überreste derjenigen, die unsere Freunde, unsere Vorgänger sind!" Im Juni 1852 erhielt er die freudige Nachricht, daß er zu der gefahrvollsten aller Missionen, derjenigen von Tongkin, auserlesen sei. Am 5. dieses Monats besiegelte die heilige Priesterweihe das Opfer seines Lebens, und obgleich er die erste heilige Messe im Kreise der Seinen in der Franche-Comté las, so waren doch keine zärtlichen Bitten noch Thränen, keine irdischen Rücksichten, nicht einmal die günstigen Aussichten, die ihm Cardinal Gousset von Rheims stellte, im Stande, ihn von dem gebrachten Opfer zurückzubringen oder in Europa zurückzuhalten.

Am 23. September schiffte er sich in Antwerpen ein mit vier andern Missionären, von denen der eine ebenfalls für Tongkin, zwei für China, einer für Kambodscha bestimmt war. Obwohl dieselbe Gesinnung sie alle innig vereinigte, so war es doch besonders einer der zwei nach China bestimmten Missionäre, Herr Venard, an den sich Joseph Theurel im Colleg der auswärtigen Missionen als Freund angeschlossen hatte. Johann Theophan Venard war sein Altersgenosse, nur um einen Monat jünger (geb. 21. November 1829), entstammte gleich ihm dem schlichten Kreise eines ländlichen Dorfes (in der Diözese Poitiers) und war gleich ihm von lebendigem, feurigem Charakter, geistvoll, beredt, von Jugend auf der Pflege echter Andacht und gründlicher Tugend ergeben. Wie Joseph Theurel sich schon als Knabe an den Missionsberichten der PP. Laverlochère und de Smedt und des Msgr. Retord für das große Werk der Heidenbekehrung begeisterte, so waren die „Annalen der Glaubensverbreitung" schon frühe die Lieblingslectüre des kleinen Theophan Venard, und als er eines Tages in denselben das Leben und den glorreichen Tod des Martyrers Joh. Karl Cornay las (der am 20. September 1837 um des Glaubens willen in West-Tongkin enthauptet wurde), rief er aus: „Auch ich will nach Tongkin gehen und für den Glauben sterben!" Durch seinen Vater, einen Schullehrer, hatte er schon im elterlichen Hause eine sorgfältige Erziehung genossen; durch Vermittlung des wackern Dorfpfarrers ward er in Stand gesetzt, im Colleg des Städtchens Doué die höhern Studien zu beginnen. 1847 trat er in das kleine Seminar Montmorillon, bald darauf in das große Seminar zu Poitiers über. Hier gewann er nach langen innern Kämpfen Klarheit über seinen Beruf für die Missionen, umfaßte denselben, trotz der innigen Liebe, mit der er an seiner Familie hing, mit heiliger Entschiedenheit und trat im Februar 1851, bereits Subdiakon, in das Pariser Missionsseminar.

Msgr. Borie-Dumoulin, um des Glaubens willen getödtet 24. Nov. 1838.

So unheimlich sich der edle Jüngling in dem Paris des modernen Weltgeistes fühlte, so wohl und heimisch ward ihm in dem trauten Kreis der katholischen Weltstadt, in dem unerschöpflichen Leben christlicher Liebe, heiligen Seeleneifers und apostolischer Thätigkeit, das geräuschlos von ihr aus durch die Welt sich ergoß. Mit Gesinnungen, wie sie der „Saal der Martyrer" einflößte, arbeitete er hier an seiner Selbstvervollkommnung und erwarb sich jene umfangreichen Kenntnisse, deren der Verkünder des Glaubens benöthigt ist, um seine Sendung würdig zu vollziehen. Blieb er mit seinem Vater und seinen drei Geschwistern auch hier in innigem und häufigem Briefverkehr, so hatte dieser weit weniger den Charakter natürlicher Zärtlichkeit, als mächtigen, apostolischen Eifers. Denn es war ihm dabei hauptsächlich darum zu thun, seine geliebten Geschwister in der Liebe und im Dienste Gottes heranzuziehen.

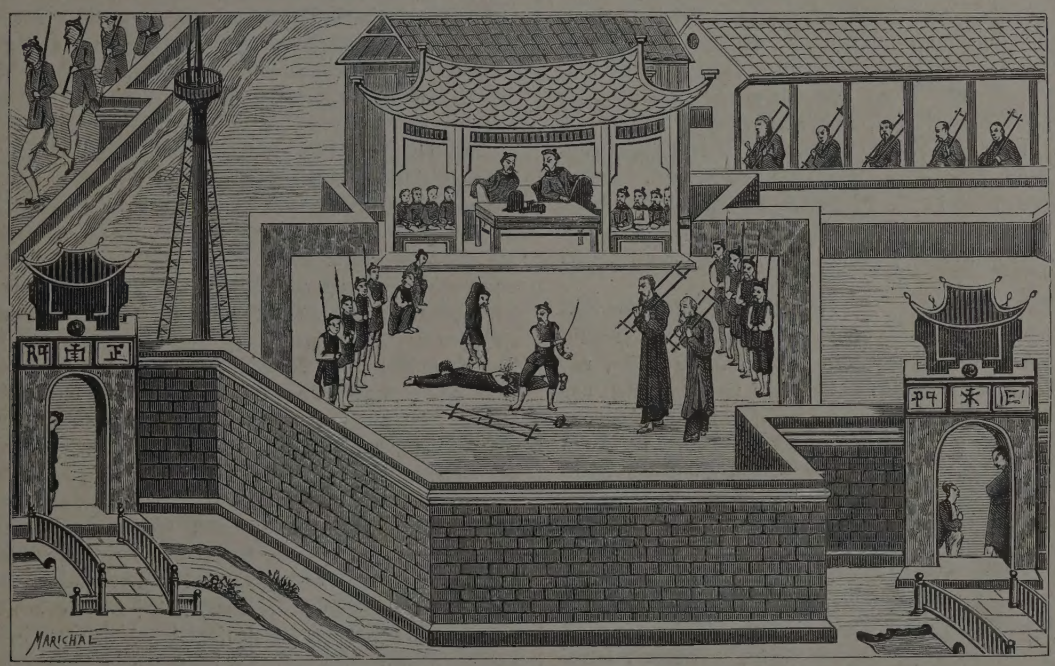
„Du bist jetzt in ein Alter getreten," heißt es in einem dieser schönen Briefe an seinen Bruder Eusеb, „welcher über dein ganzes künftiges Leben entscheidet. Denn in diesem Alter bilden sich allmählig die Überzeugungen, das Denken wird ernster und die Dinge gewinnen im Geiste klarere Gestalt. Mein lieber Freund! In deinem Umgang mit den Menschen wirst du bald zahlreiche Vorurtheile zu bekämpfen haben; denn die Völker haben sich verirrt von ihren Pfaden. Die europäische Gesellschaft ist heute von Zersetzung angesteckt und löst sich auf wie ein Leichnam; Gott allein weiß, wo es damit hinaus soll! Ich will damit nicht sagen, daß es früher keine schlechten Menschen gegeben: der Mensch ist immer und überall der Gleiche. Aber einst, d. h. vor einigen Jahrhunderten, hatte die Gesellschaft zuverlässige Grundlagen; es war Leben in ihr, die Gesellschaft war von religiösem Geiste getragen, und Gott allein verleiht Leben, den Einzelnen wie den Völkern. Du wirst das später einsehen lernen. . . . Du, mein guter Bruder, sollst sagen: Ich bin vor Allem Mensch, von Gott geschaffen, um ihn zu erkennen, ihn zu lieben, ihm zu dienen. Ich komme von Gott, ich gehe zu Gott, ich gehöre Gott, ihm gehört mein Leib, ihm gehört meine Seele, ihm gehört mein Herz; mein Leib, mein Geist und mein Herz werden gerichtet werden nach ihren Werken, nach dem Maßstab der Gnaden, die jedem von ihnen zu Theil geworden. Wohlan! Ich will, mit Gottes Hilfe, Leib, Geist und Herz auf's Beste anwenden, zu seiner größern Ehre und zu seiner größern Liebe!"

Gleich an jenem Adel der Gesinnung und jener echt christlichen Bildung, wie sie sich in diesen Äußerungen kund gibt, verbunden durch dieselbe tiefe Andacht zu ihrem Erlöser im heiligen Sacrament, waren Theurel und Venard im Seminar zu Paris

innige Freunde geworden und es gereichte ihnen zu nicht geringer Freude, miteinander in das ferne Asien hinüberreisen zu können. Einen kleinen Unfall auf dem Kanal abgerechnet, der sie zwang, zehn Tage in Plymouth zu halten, war die Fahrt eine sehr glückliche. Sie langten schon am 12. Februar 1853 in Singapur an, von wo ein englisches Schiff sie bald nach Hongkong brachte. Da die chinesischen Barken ausblieben, auf welchen Herr Theurel seine Reise nach Tongkin fortsetzen sollte, verlebten die beiden Freunde hier noch vier freudenreiche Monate zusammen, in Gemeinschaft des hochw. Herrn Chapdelaine, der drei Jahre später, am 29. Februar 1856, in China den Martyrtod erlitt. Als diese Zeit um war, verabschiedeten sich die beiden Freunde, wie sie glaubten, für immer. Venard, der etwas Musiker und Dichter war, widmete dem Scheidenden ein begeistertes Abschiedslied. Er beneidete ihn um das Glück, in das von Martyrblut getränkte und noch immer verfolgte Westtongkin ziehen zu dürfen.

„Du einst dich jetzt der auserwählten Garde,
Beglückter Held!
Zu pflücken dir die schönste Siegespalme
Auf blut'gem Feld!
Schon flicht man dir die reiche Palmenkrone,
Die ewig glänzt,
Mit deren Laub nur seine treuen Streiter
Der Herr bekränzt!"

So sang Herr Venard. Der glückliche Freund langte nach langer, beschwerlicher Barkenfahrt im October 1853 bei Msgr. Retord, Bischof von Acanthus, in Westtongkin an. Das ganze Dorf Ké-Vinh und dessen Missionscolleg, das 150 Zöglinge zählte, zog mit dem Rektor P. Néron und dem Bischof dem neuen Ankömmling an den Fluß entgegen. Msgr. Retord wählte ihn alsbald zu seinem Gefährten auf einer Amtsreise und gab ihm so Gelegenheit, in kürzester Zeit die meisten



Gerichtsverhandlung gegen Msgr. Dumoulin. (Nach dem Gemälde eines tongkinesischen Christen.)

Missionäre, den einheimischen Klerus, die Christengemeinden, ihre Schulen und hauptsächlichsten Anstalten kennen zu lernen. Unter letzteren befanden sich auch zwei Druckereien, welche tapfer arbeiteten, um die Mission, die bisher fast nur Abschriften der nothwendigsten religiösen Bücher gehabt hatte, mit reichlicherem Bedarf zu versehen. Nach seiner bischöflichen Rundreise stellte Msgr. Retord die eine dieser beiden Druckereien, die zu Ké-Vinh, unter die Leitung des neuen Missionärs. Dieser lebte sich rasch in die Stellung eines Druckereichefs hinein und arbeitete mit seinen annamitischen Setzern und Gehilfen unermüdlich an der Drucklegung neuer Werke, als schon gegen Ende 1854 die Regierung auf die neue Presse aufmerksam ward und einen Mandarin absandte, um sich derselben zu bemächtigen. Die ganze Anstalt mußte aufgelöst und Alles in Verstecke gebracht werden. Während der Fastenzeit 1855 wurde eine förmliche Treibjagd der Polizei auf Herrn Theurel gehalten. Dreizehnmal während zehn Wochen mußte er seinen Aufenthaltsort wechseln. Msgr. Jeantet, der Vorstand des Collegs von Ké-Non, entkam mit genauer Noth in die Berge; P. Néron, Vorsteher des großen Collegs in Ké-Vinh, fiel in die Hände der Verfolger und konnte nur durch ein großes Lösegeld befreit werden. Das annamitische Seminar, das Werk unsäglicher jahrelanger Mühen und die hoffnungsreichste Pflanzschule christlicher Civilisation, war in einigen Wochen völlig zersprengt. Das Colleg in Ké-Non konnte sich nur durch eine Summe von 10,000 Fr. vom gleichen Schicksal loskaufen.

Inmitten dieser harten Prüfung ward Herrn Theurel eine große Freude zu Theil: er fand bei Msgr. Retord ganz unverhofft seinen Freund Venard wieder. Dieser, zwar im Allgemeinen für China bestimmt, hatte noch immer keine bestimmte Anstellung

erhalten und inzwischen auf Wunsch des Missionärs Guillemin in Hongkong (spätern Bischofs von Canton) den Unterricht eines Chinesen in der Philosophie übernommen. Mehr als 15 Monate hatte er sich dieser bescheidenen Thätigkeit gewidmet, als die Obern plötzlich seine Bestimmung änderten. „Statt Chinese," konnte er im Frühjahr 1854 schreiben, „werde ich nun Tongkinese: ich verliere nichts bei diesem Tausch! Ich wäre mit jeder Mission zufrieden gewesen, die man mir gegeben hätte, aber die Mission, welche der große Bischof Retord leitet, das an herrlichen Erinnerungen so reiche West-Tongkin, liebe ich mit doppelter Liebe. Ich liebe es als das Erbtheil, das mir der große Hausvater zur Pflege übergibt, ich liebe es, weil es die schönste Mission unter allen ist, ein prächtiges geordnetes Schlachtheer, der Diamant Asiens, wie ein tongkinesischer Dichter singt." Groß war die Freude des Wiedersehens der beiden Freunde. „Ich habe bei Msgr. Retord den lieben P. Theurel wieder gefunden, von dem ich unter so vielen Thränen Abschied nahm. Er predigt, hört Beicht, verzehrt sich in Arbeiten. Seine Gesundheit könnte nicht besser sein." So schrieb P. Venard. „Wer hätte das vorausgesagt?" schrieb dagegen P. Theurel, „wer hätt' es gedacht? wer auch nur glauben wollen? Sie müssen sich daran erinnern, was alles möglich ist, um sich vorstellen zu können, daß P. Venard und ich in West-Tongkin sind, beide im selben Dorf, beide im selben Zimmer. Denken Sie sich die Freude! . . . P. Venard hat eine gute Stimme und wird das Annamitische trefflich sprechen; während er studirt, werde ich wieder an's Drucken gehen, bis ein neuer Sturm losbricht."

Im Jahre 1856 wurde P. Theurel zum Vorstand des Collegs in Hoang-Nguyen erhoben, einer bedeutenden Anstalt, welche unter seiner Leitung bald das zersprengte Colleg von Ké-Vinh einigermaßen ersetzte. Es zählte zwei europäische und drei annamitische Priester, zwölf Katechisten und über hundert Zöglinge, welche unter dem Schatten hoher Bäume in kleinen Bambushütten rund um die ebenso schlichte Hütte des Obern wohnten. Während er hier die Rhetorik docirte, die ganze Anstalt leitete und die Druckerei wieder in Gang brachte, fand er auch noch Zeit, eine französische Weltbeschreibung und das liturgische Handbuch von Falise annamitisch zu bearbeiten. Unterdessen übersetzte P. Venard, den er zum Gefährten erhielt, einen Theil des neuen Testamentes und die Evangelienharmonie der Migne'schen Sammlung in's Annamitische; P. Néron arbeitete Handbücher der Arithmetik, Algebra und Geometrie aus, und so war Alles auf dem besten Wege, die annamitische Jugend des Collegs allmählig mit allen nur wünschbaren Lehrmitteln zu versehen. Von Cochinchina her kamen um diese Zeit die erfreulichsten Nachrichten, namentlich daß der Generalconsul Frankreichs in China, Herr von Montigny, beauftragt sei, durch einen feierlichen Vertrag mit dem Kaiser von Annam der tongkinesischen Kirche bleibenden Frieden und Freiheit zu verschaffen. Da verwüstete plötzlich im September 1856 eine Überschwemmung die schönsten Theile der Mission. Die bischöfliche Wohnung Msgr. Retord's wurde von den Fluthen dahingerafft, zahlreiche Häuser zerstört, die ganze Ernte vernichtet. Der Hochfluth folgte bald die Hungersnoth, und um das Maß der Prüfung voll zu machen, wurde am 27. Februar 1857 das Dorf Ké-Vinh als Schlupfwinkel der Europäer angegeben, umzingelt, geplündert und zerstört. Die Missionäre mußten in die Berge flüchten. Die Sendung Montigny's hatte nämlich gerade das Gegentheil von dem bewirkt, was sie bewirken sollte. Die annamitische Regierung ward mit neuem Verdacht und Glaubenshaß erfüllt, weckte die nie ganz erloschene Gluth der Verfolgung zu frischer Flamme auf und rüstete sich zum Vernichtungskrieg wider das Christenthum. Am 20. Juli 1857 ward Msgr. Diaz aus dem Dominikanerorden, der apost. Vikar von Mittel-Tongkin, enthauptet, am 28. Juli des folgenden Jahres sein Nachfolger, Msgr. Melchior, lebendig zerhackt. Das Blut der Martyrer floß in Strömen.

Damit, wenn er selbst etwa in die Hände der Verfolger fiele, es der Mission nicht an Führern fehlte, ernannte Msgr. Retord noch im Herbst 1857 P. Theurel zugleich mit P. Charbonnier zu Generalvikarien. Hoang-Nguyen blieb noch eine Weile verschont, was P. Theurel einem besondern Schutz des hl. Joseph zuschrieb. Indessen wurden alle Briefe, die er von dieser Zeit an bis in's Frühjahr 1858 nach Hongkong schrieb, von den Mandarinen aufgefangen und führten im Sommer dieses Jahres die Zerstörung des Collegs herbei. Der Briefträger wurde nämlich auf die Folter gespannt und gab in seinen Schmerzen die Namen der Dörfer an, wo sich die Bischöfe Retord und Jeantet, und die Missionäre Theurel und Venard befanden.

Am 11. Juni 1858 bei Tagesanbruch wälzte sich unter Führung eines abtrünnigen Christen und vieler Mandarine eine Armee von 2000 regulären Milizen und 1500 Mann unterwegs angeworbenen Gesindels auf das friedliche Colleg von Nguyen. In weitem Kreis wurde die ländliche Kolonie umzingelt, alle Zugänge abgeschnitten und dann die Häuser von den Soldaten genommen. Aber wie groß war das Erstaunen der schon siegesfrohen und blutgierigen Soldateska, als sie im ganzen weiten Umkreis Niemand fanden, als den greisen Thürhüter des Collegs, einen Blinden, der Reis zum Frühstück säuberte, eine alte Frau und ihre Tochter, welche die Josephskirche hüteten, und zwei Knaben, die eben im Begriff waren, fortzulaufen; die ganze übrige Einwohnerschaft des Collegs hatte sich bereits geflüchtet. Glücklicherweise hatte am Vorabend ein Christ die Nachricht von dem drohenden Überfall nach Hoang-Nguyen gebracht, ein zweiter Bote dieselbe in den ersten Stunden der Nacht bestätigt und dem Obern keinen Zweifel übrig gelassen, daß Alles auf dem Spiele stehe. In drei Stunden war alles Mobiliar und sonstige bewegliche Habe in unterirdischen Räumen verborgen. Der Lehrer und die Schüler nahmen das unumgänglich Nothwendigste unter den Arm und machten sich auf die Flucht. Wie ein wackerer Feldherr leitete Herr Theurel den ganzen Rückzug und blieb, bis, wie er glaubte, Alle in Sicherheit waren. In dem Gedränge und der Dunkelheit der gefahrvollen Nacht entgingen indeß die erwähnten zwei Knaben seinem Blicke.

Die enttäuschte Häscherarmee ließ ihren Grimm zunächst an den leeren Gebäuden aus, steckte Kirche, Colleg und sämmtliche Häuser in Brand und machte die ganze Bambuspflanzung rundum dem Erdboden gleich. Die wenigen Personen, die man angetroffen, wurden gefangen mit fortgeschleppt, die alte Frau, welche die Kirche hütete, und ihre Tochter jedoch bald wieder entlassen. Als nämlich der Mandarin sie aufforderte, das Kreuz mit Füßen zu treten, erwiederte sie: „Ja wohl! Wer ist denn wohl ein solcher Tropf, daß er seinem Vater und seiner Mutter auf den Kopf treten wollte!" Darob entstand im Publikum solche Heiterkeit und Sympathie mit der Alten, daß der Mann des

Gesetzes es für gerathener hielt, ihr und ihrer Tochter die Freiheit zu geben.

Der Mißerfolg dieser Expedition steigerte indeß die Wuth der Mandarine auf's Höchste. Eine geordnete Pfarrverwaltung wurde fortan durchaus unmöglich. Die Christenhäuser wurden allenthalben ausspionirt und überwacht; nur bei gutherzigen Heiden konnten die Priester noch auf ein sicheres Versteck rechnen. Da es der vereinigten französisch-spanischen Flotte nicht gelang, an einem Punkt zu landen, wo sie, unbehindert von annamitischen Söldlingen, den Bischof Retord und seine Missionäre an Bord hätte nehmen können, so blieb Letzteren nichts übrig, als das Flachland zu verlassen und sich in die fast unbewohnten Berge zurückzuziehen. Hier schrieb Msgr. Retord seinen letzten ergreifenden Missionsbericht: eine Übersicht der ungeheuren Verwüstungen, welche die Wuth des Verfolgers in Annam angerichtet hatte [1]. Dann erlag er am 22. October 1858 einem verzehrenden Fieber, von der tongkinesischen Kirche schmerzlich vermißt und betrauert, von den Heiden selbst als „der große König der Religion" geachtet, und von den Feinden des Christenthums als ihr gewaltigster Gegner gefürchtet. Mit diesem Ereigniß, das für die Kirche in Tongkin ein so gewaltiger Schlag war, traf merkwürdiger Weise gleichzeitig eine Verfügung der Missionsobern in Paris zusammen, welche P. Theurel plötzlich nach Europa zurückrief, um ihn dort zu einem der Directoren des großen Missionsseminars zu machen. Die Lage war schwierig; auf die einstimmige Bitte des Klerus von Tongkin glaubte Msgr. Jeantet, der unmittelbare Nachfolger Msgr. Retord's, den tüchtigen Missionär, der allgemein als einer der kräftigsten Pfeiler der Mission galt, zurückhalten und den Obern in Paris erst bescheidene Gegenvorstellungen einreichen zu sollen. P. Theurel blieb aber nicht nur, sondern, abermals auf Bitten des gesammten Missions-Klerus, ernannte Msgr. Jeantet, der schon 67 Jahre alt war und einer zuverlässigen Stütze seines Greisenalters zu bedürfen glaubte, ihn zu seinem Coadjutor. Der junge Generalvikar schützte sein Alter vor (er zählte erst 29 Jahre), um der bischöflichen Würde zu entgehen, aber der apost. Vikar beharrte bei seiner Verfügung, und so ward Msgr. Theurel zum Bischof von Acanthus geweiht.

„Lieber Anselm," so beschreibt er selbst in einem Brief an einen seiner Jugendfreunde die seltsame Wahl und Consecration, „da Se. bischöfl. Gnaden den Religionsfrieden vor uns fliehen sah, wie einen Schatten, so hielt er es für angemessen, sich einen Coadjutor zu geben. Eines Tages, da ich mich eben in einem Büffelstall aufhielt, erhielt ich Befehl, augenblicklich Exercitien zu machen und dann mich beim Bischof einzufinden. Nachdem ich, seiner Anordnung gemäß, Exercitien gemacht hatte, kam ich in zwei Nächten an den verabredeten Platz unseres Stelldichein. Am folgenden Tag fand die Wahl statt, am dritten die Consecration. Es war der 6. März 1859. Kein großer Luxus wurde dabei entfaltet. In Ermanglung unserer europäischen Mitbrüder, von denen keiner sein Versteck verlassen durfte, erfüllten zwei annamitische Priester die Functionen der assistirenden Bischöfe; als Stab hatte ich ein Bambusrohr, das im nächsten Wald geschnitten und mit Goldpapier überklebt war und aus dem ein spiralförmig in sich zurückgedrehtes Stück festen Seils hervorragte. Ich hatte keine Strümpfe, von Handschuhen keine Rede. Zwei Stunden vor Sonnenaufgang war die Ceremonie schon vollendet. So wird man in Tongkin Bischof von Acanthus! Du wirst es zweifelsohne etwas keck finden, daß ich mir die Handauflegung ertheilen ließ; ich finde das auch und ich hätte Gründe genug gehabt, mich ihr zu entziehen; aber in den schrecklichen Umständen, in welchen wir uns befinden, hätte eine längere Weigerung von meiner Seite noch größere Verwirrung herbeigeführt: ich mußte mich zum Bischof weihen lassen. Flehe nichtsdestoweniger zu Gott um Verzeihung für die Leichtigkeit, mit der ich mich in dieser Angelegenheit der Ansicht der Andern unterwarf, und erflehe mir von ihm größere Klugheit und größeren Muth, damit ich nicht untersinke in diesem Meer von Bedrängniß, sondern früher oder später an dem Hafen jenes Friedens lande, den die Welt nicht geben kann."

Um dieselbe Zeit schrieb er an seine Schwester in Frankreich: „Was mir hohen Muth verleiht, indem ich die Würde des Episcopats auf mich nehme, ist, daß ich mich mit der Armuth, dem Leiden und dem Elende vermähle." Wie er bei seiner Weihe das Brustkreuz und den Ring Msgr. Retord's erhielt, so nahm er auch dessen Titel an: „Bischof von Acanthus" und dessen Wahlspruch: „Fac me cruce inebriari" (Laßt mich vom Kreuze berauscht werden), und so ward denn auch seine bischöfliche Verwaltung nur eine verschärfte und härtere Fortsetzung der Leiden und Mühsale, welche Msgr. Retord getragen hatte.

Die Einnahme der Festung Turanne und die Besetzung der Halbinsel Saigon durch die Franzosen hatte den Grimm des Kaisers Tu-Duc und seines Anhanges mächtiger denn je entflammt, und das Kreuzen der europäischen Flotte an der Küste hatte nur zur Folge, daß diese immer strenger bewacht und dadurch den Missionären jeder Weg zur Flucht abgeschnitten wurde. Außer dem Aufenthalt in den Gebirgswäldern, wo der Tod am Fieber in fast sicherer Aussicht stand, blieb ihnen nichts übrig, als sich in unterirdischen Höhlen und Schlupfwinkeln den Tag über verborgen zu halten und Nachts die Christen heimlich aufzusuchen, zu trösten, mit den heiligen Sacramenten zu versehen und dann entweder wieder in die ungesunden Schlupflöcher zurückzukehren, oder durch Wald und abgelegene Wildnisse nach einem andern Versteck umherzusuchen. Msgr. Jeantet war bei seiner ersten Flucht mit genauer Noth dem Ertrinken entgangen; sowohl seines Alters als seiner Würde wegen hielten es die Missionäre für eine Ehrensache, ihm die erträglichsten und sichersten Verstecke zu überlassen, während sie selbst gleichsam unter den Fangarmen der Verfolger von einem Schlupfwinkel zum andern unstät umherwanderten. An ihrer Spitze, der muthigste und unerschrockenste von Allen, leitete Msgr. Theurel die gesammte Mission, unterhielt die Verbindung der Priester unter einander und mit Msgr. Jeantet, ertheilte die nöthigen Befehle, arbeitete die bischöfl. Rundschreiben aus, überwachte die einzelnen Gemeinden, sorgte für ihre dringendsten Bedürfnisse, nahm sich der Gefangenen und der Bekenner des Glaubens an, und schrieb endlich selber die Acten der Martyrer. Allüberall und nirgends, wie einst der hl. Athanasius, machte er, unter dem sichtbaren Schutze der Vorsehung, alle List und Gewalt der Heiden zu Schanden, und erhielt die hartbedrängte Kirche West-Tongkins in Einigkeit des Glaubens, der Liebe und des standhaftesten Heldenmuthes.

[1] Annales de la Propag. de la foi. XXXI, 126 sqq.

(Schluß folgt.)

Formosa.

(Mitgetheilt von den hochw. Dominikaner-Missionären der Insel.)

Südöstlich von der chinesischen Provinz Fokien liegt die Insel Formosa, welche von den Chinesen Taiuan, d. h. Garten der fließenden Gewässer genannt wird[1]. Sie hat eine Länge von etwa 390 Kilometer, ihre größte Breite beträgt gegen 150 Kilometer und ihre Oberfläche 38,803 Quadrat-Kilometer oder 704 Quadratmeilen. Eine von Nord nach Süd streichende Bergkette theilt die Insel in zwei Hälften; die westliche, welche von der Küste bis zum Fuße des Gebirges eine Breite von 32 bis 48 Kilometer hat, ist die bevölkertste. Sie bildet eine Ebene, die hie und da unterbrochen wird von Hügeln und kleinen Anhöhen; ihr üppiger Pflanzenwuchs und ihre reiche Fruchtbarkeit rechtfertigen den Namen Formosa (die Schöne), welchen die Insel von den Europäern empfing. Die Osthälfte, nur 12 bis höchstens 20 Kilometer breit, ist bisher noch wenig bewohnt. Als jedoch im Jahre 1874 die Japanesen Formosa mit einem Einfall bedrohten, ließ die chinesische Regierung nicht nur Wege von der westlichen Hälfte durch das Gebirge zur östlichen hin anlegen, sondern errichtete auch eine bedeutende

Igorroten von Formosa.

Militärstation an der Ostküste und gab dadurch den Anstoß zu einer chinesischen Einwanderung in diesen früher nicht besiedelten Landstrich. Das Klima der Insel ist gemäßigt; vom November bis Mai ist der Nordostwind vorherrschend und während dieser Jahreszeit fällt viel Regen; in den Monaten December und Januar kann es sogar, da dann der Nordwind sehr stark ist und anhaltend weht, empfindlich kalt werden, so daß die Gipfel der Berge im Norden der Insel manchmal mit Schnee bedeckt sind. Vom Juni bis October herrscht der Südwind, der auch zuweilen heftige Regengüsse bringt und öfter noch in Sturm ausartet; daher ist denn auch in den Sommermonaten die Fahrt in der Straße von Formosa nicht ohne Gefahr. Zahlreiche Flüsse bewässern die Insel und ihre Menge hat ihr ihren chinesischen Namen „Garten der fließenden Gewässer" eingetragen; die größten sind im Norden der Kinlong, der To-ka-ham, der Sam-kuai und im Westen der Pongham. An Wegen fehlt es auf der Westhälfte nicht ganz; aber meistens sind es nur enge, schlechte Pfade, die zur Regenzeit nicht passirbar sind.

Formosa ist, wie bereits gesagt, äußerst fruchtbar; Reis, Zuckerrohr, Thee, Kampher, Baumwolle, Orangen, Citronen, süße Bataten u. s. w. werden in Menge gezogen; für den Weinstock ist aber das Klima zu heiß. In den Gebirgen besitzen die Eingeborenen unzählige Bienenstöcke, und der Honig,

[1] Zwischen 137° 52′ und 139° 37′ O. L., sowie dem 21° 56′ und 25° 23′ N. Br.

den sie sammeln, ist ausgezeichnet. Auch ist das Gebirge reich an trefflichem Bauholz, aber weil die Eingeborenen ihre Wälder vertheidigen, muß alles Bauholz von China eingeführt werden, so daß es denn auch auf der Insel einen drei- oder vierfach höheren Preis hat, als auf dem Continent. Unter den Hausthieren ist der Büffel am verbreitetsten; Pferde sind selten. Die Wälder sind belebt durch zahlreiche Affen; an jagdbarem Wild finden sich Edel- und Damhirsche, Rehe und Hasen; zuweilen trifft man auch Bären. Die Vogelwelt ist vertreten durch viele Raubvögel, aber es mangelt auch keineswegs an Enten, Gänsen, Turteltauben und Fasanen. Leider fehlt ebensowenig das Reptiliengeschlecht, das manche sehr gefährliche Schlangenart aufweist. Das Meer liefert Fische, Krabben und Muscheln in großer Menge und gleich fischreich sind die Flüsse. An Mineralien sind die Kohlen, und zwar in guter Qualität, reich vorhanden; der Norden der Insel besitzt ausgedehnte Schwefellager, und in neuester Zeit hat man nahe an der Westküste bei Tang-si-kak Petroleumquellen entdeckt und auszubeuten begonnen. Thätige Vulkane gibt es auf Formosa keine; wohl aber hat sie einige heiße Quellen von sehr hoher Temperatur, die in ihrer Zusammensetzung den Heilquellen von Los Baños in der Provinz Laguna auf der Insel Luçon ähnlich sind.

Der Handel Formosa's ist sehr lebhaft; ausgeführt werden Reis, Zucker, Thee, Kampher und Indigo, meistens nach China und Japan, doch auch nach Europa; eingeführt werden dagegen Baumwolle und Seidenzeuge und leider auch Opium. Der

Hütten der Igorroten.

Verbrauch dieses Giftes nimmt von Jahr zu Jahr zu und hat sich schon von den chinesischen Einwanderern zu den Eingeborenen verbreitet. Fünf Häfen sind für den europäischen Handel eröffnet; an der Westküste Tai-wan-fu, Ta-kao und Longkian, an der Nordküste Tam-tschui und Ke-long; der letztere ist der für den Handel am günstigsten gelegene, da er zu allen Jahreszeiten zugänglich ist, während die Häfen an der Westküste, namentlich Takao, während des Nordost-Mossuns vom November bis Mai den Schiffen große Gefahren bieten.

Seit 1430 begannen die Chinesen Formosa, welches man vom Festland aus erblickt, welches aber bis dahin als ein Aufenthaltsort grausamer Menschenfresser verschrieen war, zu besuchen und sich daselbst niederzulassen. Im Jahre 1626 bemächtigten sich die Spanier der Insel von den Philippinen aus, ließen sie jedoch bereits 1643 in die Hände der Holländer fallen, welche ihrerseits von dem chinesischen Piraten Koksinga 1661 vertrieben wurden. Dieser übergab 1683 die Insel wieder der chinesischen Regierung, die sich seither in ihrem Besitz behauptet hat, trotz zeitweiliger Aufstände und trotz der japanesischen Gelüste nach dem schönen Eiland. Noch im Beginn des Jahres 1874 schickte der japanesische Kaiser eine kleine Armee nach Formosa unter dem Vorwand, der Grausamkeit und den Plünderungen der Piraten ein Ende zu machen. Mehrere Monate lang schien es zu einem Krieg zwischen China und Japan kommen zu sollen; indessen gelang es dem englischen Gesandten in Peking, die „Formosa-Frage" zu beiderseitiger Zufriedenheit

der streitenden Parteien durch einen Vertrag zu beendigen, welcher den Chinesen den ruhigen Fortbesitz sicherte.

Die Insel steht jetzt unter einem Generalgouverneur (Futai); derselbe wohnt in Tai-wan-fu, einer volkreichen Stadt mit lebhaftem Handel und blühender Industrie; sie ist von guten Mauern umgeben, die noch von den Holländern erbaut wurden, und hat etwa drei Stunden im Umkreise. Ebendort hat der Toa-hu seinen Sitz, d. h. der Untergouverneur, welcher die unwichtigeren Regierungsangelegenheiten zu besorgen hat, so wie auch der Tin-tai, d. h. der General der gesammten bewaffneten Macht Formosa's. Die Insel zerfällt in fünf Regierungsbezirke, von denen drei zweiter und zwei dritter Ordnung sind und die durch je einen Civil- und einen Militär-Mandarin verwaltet werden. Die Armee zählt 10,000 Mann und wird seit einigen Jahren von europäischen Officieren fleißig eingeübt. Vier Kanonenboote bewachen die Küste.

Die Zahl der Bevölkerung genau zu bestimmen, ist sehr schwer; meistens wird sie auf drei Millionen Seelen geschätzt, und diese Schätzung wird wohl nicht weit von der Wahrheit entfernt sein. Diese Bevölkerung setzt sich aus vier verschiedenen Stämmen zusammen. Die ältesten Bewohner der Insel sind wohl die Igorroten, welche gegenwärtig das Gebirge und den größern Theil der Osthälfte innehaben, und die ihnen verwandten Bewohner der Ebene, welche von den Chinesen Pepohoans, d. h. „Fremdlinge oder Wilde der Ebene", genannt werden. Beide scheinen zum malaiischen Völkerstamm zu gehören;

Eine Hütte christlicher Pepohoans von Ban-kim-tscheng.

denn diesem werden sie sowohl durch ihre Sprachen zugewiesen, die mit dem Malaiischen verwandt sind, als durch ihre körperliche Beschaffenheit, ihre schwärzliche Hautfarbe, ihre schwarzen Haare, ihre dicken Lippen, ihren großen Mund und ihre etwas abgeplattete Nase. Bei den Bergbewohnern treten diese Charaktere jedoch weniger stark hervor; auch sind diese von geringerer Größe und Corpulenz, als die Bewohner der Ebene. Die Zahl der Letzteren ist sehr zusammengeschrumpft; sie mögen gegenwärtig kaum noch ein Zwanzigstel der Gesammtbevölkerung ausmachen. In Folge der beständigen Kämpfe, welche sie gegen die später eingewanderten Chinesen zu bestehen hatten, wurden sie gezwungen, ihre Güter zu verlassen und ihre Dörfer weiter im Innern, nahe am Gebirge, anzulegen.

Die Bergbewohner sind gefürchtet wegen ihrer Grausamkeit; sie scheuen keine Gewaltthat und keine List, um Köpfe zu erbeuten. Von sicherem Versteck aus erspähen sie den Unvorsichtigen, der sich ihren Wäldern naht, schleichen sich dann im Gebüsch in seine Nähe und ermorden ihn mit ihrer Lanze oder mit dem großen Messer, das sie stets begleitet. Darauf schneiden sie ihrem Opfer den Kopf ab, lassen den Rumpf liegen, und unter Freudengebrüll tragen sie den abgeschnittenen Kopf als Siegestrophäe umher, um ihn schließlich in ihren Hütten aufzubewahren. Eine bestimmte Anzahl abgeschnittener Köpfe gibt dem Igorroten als Ehrenpreis das Recht, Tabakspfeifen zu machen, d. h. ein Stück Holz auszuhöhlen, dem die Figur eines Menschenkopfes gegeben und das mit einigen Kupferstücken verziert wird. Nur von der Noth

gezwungen zeigen sich die Igorroten manchmal weniger barbarisch und treten dann mit den Bewohnern der Ebene in Verbindung, um ihre Kohlen, ihr Holz und ihren Tabak gegen Salz, Baumwollenzeug, Messer und Pulver umzutauschen. Die Weiber sind bei den Igorroten anständig bekleidet, sie tragen kurze Beinkleider und ein Obergewand, das bis unter die Kniee herabfällt; Männer und Frauen schmücken ihr Haar gern mit den Blumen ihrer Wälder.

Die Pepohoans sind apathisch und verrathen geringe geistige Anlagen; daher leben sie auch meistens in Elend und Dürftigkeit. Zu ungeschickt oder zu träge, um, wie ihre chinesischen Nachbarn, die zahlreichen Flüsse durch Kanäle auf ihre Äcker zu leiten und dadurch eine doppelte reiche Ernte sich zu verschaffen, säen sie nur einmal im Jahre zur Regenzeit, und ihre Ernte ist gar manchmal eine schlechte.

Im Süden der Insel wohnen Chinesen, die aus der Provinz Kuangton eingewandert sind und eine von der chinesischen verschiedene Sprache reden. Sie bilden jedoch nur einen ganz unbedeutenden Bruchtheil der Bevölkerung, während die aus der Provinz Fokien eingewanderten gegenwärtig weitaus die Mehrzahl ausmachen. Ihre Sprache ist denn auch die herrschende geworden und selbst die Pepohoans haben sie angenommen [1].

Eine Heidin und eine Christin von Ban-kim-tscheng.

[1] Eine nur wenig verschiedene Eintheilung der Bevölkerung Formosa's gibt ein englischer Reisender, Mr. Thomson, der die Insel in den Jahren 1871 und 1872 bereiste. (Vgl. Tour du monde, 1875. t. XXX. p. 237 sq.) Er unterscheidet zunächst die Chinesen, die aus der Provinz Fokien eingewandert sind; sie haben die fruchtbarsten Theile besetzt, nämlich die großen Ebenen in der Westhälfte und am Nordgestade; dann nennt er die Hak-kas, „tapfere und kräftige Leute, die ebenfalls aus Fokien eingewandert sind, aber eine eigene Sprache haben und von einsichtigen Forschern als nicht chinesischen Stammes angesehen werden". Es sind wohl die von den Missionären als Kantonesen bezeichneten Bewohner. Sie haben ihre Sitze zwischen den Niederlassungen der Chinesen und denen der Eingeborenen. „Die Eingeborenen zerfallen in viele Stämme, die sich durch verschiedene Dialekte unterscheiden; aber alle Dialekte sind nahe mit einander verwandt und scheinen auf die malaiische Sprache als ihre gemeinsame Mutter hinzuweisen." Im Norden, am Abhang des Gebirges, wohnt der von den Chinesen mehr oder weniger unterworfene und halbcivilisirte Stamm der Chechoanen, der theilweise die chinesische Sprache angenommen hat; weiter im Süden, ebenfalls am Abhang des Gebirges, finden sich die Pepohoanen, welche auch den Chinesen unterworfen sind und jetzt deren Sprache reden. Im Gebirge wohnen dann die unabhängigen Stämme [welche von den Missionären unter dem Namen Igorroten zusammengefaßt werden], nämlich von Süden nach Norden die Butangs, die Bantalangs, die Pilams, die Sibikuns, die Pschuihoanen und die Pschaihoanen, die Tangoas u. s. w. Sie alle sind der Schrecken der chinesischen Ansiedler. „Die ganze Stellung eines jeden dieser Wilden," so erzählt E. C. Taintor, ein anderer englischer Reisender, „hängt von seiner Tapferkeit und persönlichen Tüchtigkeit ab; er ist nichts werth, wenn er keinen Chinesen umgebracht hat; sein Wort gilt nichts und sein Ansehen ist im Dorfe gleich Null. Mit der Anzahl der erbeuteten Köpfe aber steigt er an Achtung und Rang, und der, welcher die meisten solcher Trophäen gewonnen hat, ist nach ihrem eigenen Ausdrucke der ‚Hauptmann' im Dorfe." (Globus 1874. XXVI. S. 255.) Taintor entwirft folgende Schilderung der Igorroten und ihrer Wohnungen: „Sie sind viel kleiner und unansehnlicher als die Pepohoans, mehr spitz- als rundköpfig, mit dickem, struppigem Haar, das auf dem Scheitel von einem Bande zu einem Schopfe zusammengefaßt wird. Ihre Augen sind nicht so groß und rund, wie die der Pepohoanen, noch auch so schräg und mandelförmig, wie die chinesischen. In den Ohren der Männer steckt ein, in denen der Frauen zwei Ohrringe von einem viertel Zoll Durchmesser, mitunter auch Bambusstücke und Perlenschnüre. Die Weiber sind ungewöhnlich klein und untersetzt, aber an das Tragen schwerer Lasten gewöhnt. Niedere Stirn und geistloser Ausdruck überwiegen. Ihr Aussehen ist argwöhnisch, finster, verdachterregend und steht in schroffem Gegensatz zu dem offenen, zutrauensvollen der Pepohoans. Beide Geschlechter tättowiren sich und tragen mancherlei Zieraten von Knochen, Messing und Perlen auf sich, mitunter auch Mützen von Hirschfell. Sie haben den sonderbaren Gebrauch, allen Kindern vom 6.—8. Jahre die Augenzähne auszuschlagen, weil sie dadurch deren Schnelligkeit und Witterung bei der Jagd zu erhöhen meinen. Meist jagen sie die kleinen, in ihren Wäldern zahlreich vorhandenen Hirsche mit Speer, Bogen und Rohrpfeilen, und ab und zu mittelst eines Luntengewehres, das sie von den Chinesen gegen die Ausbeute der Jagd eingetauscht haben. Außerdem trägt jeder Mann in einer Scheide ein langes, schweres Messer, das ihn nie verläßt und alle Dienste verrichtet vom Ausgraben der Wurzeln bis zum Abschneiden der Chinesenköpfe. Die Messerscheiden sind mit Haarbüscheln von den Zöpfen erschlagener Chinesen verziert. ... Die Wilden bauen süße Kartoffeln, Bohnen, Hirse, Kokosnüsse, Erdnüsse und Yams; auch ihren Tabak bauen sie selbst, und Männer, Weiber und Kinder haben stets eine kleine Bambuspfeife im Munde. Aus einer langen Grasart weben sie sehr hübsche, elastische und dauerhafte Matten. Ihre Hütten sind überaus einfach; zwei Pfosten werden in die Erde gegraben, von deren Spitzen längere Stangen bis zum Fußboden laufen. Darüber werden andere quer gelegt und das Ganze wird mit langem, trockenem Grase bedeckt." (Globus, a. a. O. S. 253 f.)

Das Christenthum kam zum ersten Male nach Formosa im Jahre 1625. In der Absicht, durch die Provinz Fokien in

China einzudringen, ließ sich P. Bartholomäus Martinez, aus dem Dominikanerorden, mit fünf seiner Ordensbrüder auf Formosa nieder, gründete hier eine Kirche und ein Kloster und arbeitete mit Erfolg an der Bekehrung der Eingeborenen. Unter der Leitung des P. Hyacinth Esquivel nahm sie einen neuen Aufschwung, indem derselbe hier ein Seminar für Heranbildung chinesischer und japanesischer Priester gründete. Bald wurde sie auch durch Martyrerblut befruchtet; am 27. Januar 1633 wurde P. Franciscus vom hl. Dominikus durch die Wilden mit Pfeilen erschossen und das nämliche Loos theilte nur drei Jahre später P. Ludwig Muro. Bereits 1643 entrissen die Holländer die Insel den Spaniern, zerstörten die Kirche und das Kloster der Predigerbrüder, entweihten die heiligen Bilder und führten den P. Johannes von den heiligen Engeln mit vier Ordensbrüdern gefangen nach Batavia. Später machten die Dominikaner zwar noch verschiedene Versuche, sich auf der Insel festzusetzen, allein ohne Erfolg. Erst zwei Jahrhunderte später konnten sie wieder Fuß fassen auf dem Boden, den sie mit ihrem Blute erobert hatten. Am 17. August 1860 wurde die Mission von Formosa errichtet und mit dem apostolischen Vikariat Fokien verbunden. Der Anfang war äußerst schwierig, der Kampf ein unaufhörlicher; allein im Laufe des Jahres 1863 hatten sie den Trost, 52 Erwachsene, die Erstlinge der wiederentstehenden Kirche von Formosa, zu taufen; am 29. Juni 1864 errichteten sie ein kleines Seminar in Ban-kim-tscheng, einem im Süden der Insel etwa 30 Kilometer östlich von Ta-kao gelegenen Dorfe. Der Provinzial-Vikar P. Fernand Sainz war die Seele dieser Unternehmung und fünfzehn Jahre widmete er sich ihr unter unsäglichen Leiden und Anstrengungen, bis ihn seine geschwächte Gesundheit zur Rückkehr nach Manila zwang. Gegenwärtig hat die Mission von Formosa vier Stationen, nämlich in Tai-wan-fu, der Hauptstadt der Insel, in Ta-kao, dem besuchtesten Hafen, in Sen-ka, einem Dorfe halbwegs zwischen Ta-kao und Ban-kim-tscheng, und endlich in Ban-kim-tscheng; die Zahl der eingeborenen Christen beträgt gegen 700. Die wichtigste Station ist Ban-kim-tscheng; sie ist der Sorge des hochw. P. Clinchon anvertraut; im Mai 1876 gab er in einem Briefe an den hochw. Provinzial der Philippinen folgende Beschreibung seiner Mission:

„Ban-kim-tscheng, wo sich meine Residenz befindet, liegt im südöstlichen Theile der Insel, am Fuße eines Berges, der einer großen Zahl von Igorroten als Zufluchtsort dient. Ich habe hier ein ziemlich geräumiges „Missionshaus" und eine Kirche, die der unbefleckten Empfängniß geweiht ist; ein hübsches Bild der unbefleckten Jungfrau ziert den Hauptaltar. Die Christen sind hier zahlreicher, als sonst irgendwo auf der Insel, und bilden den dritten Theil der Bevölkerung. Südlich von Ban-kim-tscheng, nur zehn Minuten entfernt, liegt ein Dorf der Pepohoans, unter denen wir auch einige christliche Familien zählen. In einer Entfernung von etwa einer Stunde gegen Norden liegt ein anderes Dorf, in dem in jüngster Zeit mehrere Familien den Glauben angenommen haben; ich habe dort eine ziemlich anständige Hütte und eine hinlänglich große Kapelle, die dem großen Apostel Spaniens, dem hl. Vincenz Ferrerius, gewidmet ist. Zwei Stunden westlich von Ban-kim-tscheng findet sich wieder eine Christengemeinde in einem von Chinesen und Pepohoanen bewohnten Dorf; auch dort habe ich eine Hütte, und die Kapelle ist dem hl. Joseph geweiht. Soweit erstreckt sich mein Distrikt.

Ein civilisirter Pepohoan.

„Die Reisen sind hier nicht beschwerlich, da die Entfernungen nur unbedeutend und die Wege in diesem Theile der Insel nicht gar zu schlecht sind. Die ausgedehnten Reisfelder und Zuckerpflanzungen, sowie die zahlreichen in dem Bambusgebüsch versteckten Dörfer bilden sogar einen höchst angenehmen Anblick. Doch darf man nicht meinen, daß die Reisen der Missionäre stets gleich angenehm und leicht seien. Während der heftigen Regen im Sommer werden die Wege manchmal unpassirbar; wenn die Reisfelder unter Wasser gesetzt werden, theilen die Wege deren Loos und zuweilen treten dann noch die Bergströme und Flüsse weit über ihre Ufer hinaus. Erhebt sich obendrein ein Sturm, so ist es unmöglich, die Hütte zu verlassen. Während dieser Zeit kann man nur zu Fuß reisen, und man muß sich dazu verstehen, die Bäche und Flüsse zu durchwaten; nur selten findet man ein sehr primitives, aus Rohr zusammengebundenes Floß, um hinüber zu fahren.

„Die Eingeborenen sind sehr arm, theils wegen ihres Mangels an Geschick und Überlegung, theils wegen der Schlauheit der Chinesen, die ihre Einfalt auszubeuten verstehen. Sie haben daher nur die elendesten Dörfer und die schlechtesten Felder. Ohne das Christenthum dürften die hiesigen Dörfer wohl dem

Untergang geweiht sein, wie so viele andere, die bereits verschwunden sind. Als das Evangelium zuerst hier gepredigt wurde, lagen die Bewohner in beständigem Krieg mit den Kantonesen [den Hak-kas] und in dem ungleichen Kampf hätten sie unterliegen müssen.

„Wie oben gesagt, findet sich meine Wohnung am Fuße eines Berges, der den Igorroten zum Zufluchtsort diente. Vor dem Kriege mit den Japanesen im Jahre 1874, oder vielmehr vor den für diesen Krieg getroffenen Rüstungen, standen diese Igorroten stets auf feindlichem Fuße mit allen ihren Nachbarn und namentlich mit den Chinesen, ihren Todfeinden. Selten verging ein Jahr, ohne daß einige Köpfe abgeschnitten wurden. Seitdem jedoch die Mandarine sich von den Japanesen bedroht sahen, wollten sie mit den Igorroten in Frieden leben. Deßhalb verboten sie unter Todesstrafe, sich an den Igorroten zu vergreifen, und versprachen (um die Blutrache zu verhindern) einen Ersatz von 12—13 Unzen Silbers für jede Familie, von welcher die Igorroten ein Glied getödtet hätten. Durch diese Maßregeln sicher gemacht, kamen diese denn auch häufiger von ihren Bergen herab, und besuchten sogar die Kirche. Allein ihr Besuch ist uns wenig angenehm, denn sie wissen nur Kanubaba, d. h. Wein, zu verlangen und zeigen sich sehr wenig befriedigt, wenn man ihnen keinen gibt. Es wird sehr schwer sein, diese Unglücklichen zu gewinnen."

Nachrichten aus den Missionen.

Ostindien.

Die Hungersnoth in den Vikariaten Süd-Indiens. — Kaum jemals dürfte eine Hungersnoth so schwer auf einem Lande gelastet haben, als diejenige, unter welcher augenblicklich noch ganz Süd-Indien seufzt. Nach den zuverlässigsten Nachrichten sind bis Ende October weit über eine halbe Million Menschen dem Hunger und dem Elende erlegen. Leider macht sich die Theurung auch bereits im Norden Indiens fühlbar, wenngleich daselbst das Elend bei Weitem nicht so verheerend auftritt, wie im Süden, wo in Verbindung mit der Hungersnoth die Cholera eine reiche Ernte hält. Dank der christlichen Mildthätigkeit sind von allen Seiten bedeutende Summen zur Unterstützung der Unglücklichen gesendet worden; aber alle diese Almosen sind nur wie ein Wassertropfen auf einen glühenden Stein, denn es gibt viele Millionen Hungernder zu ernähren. Nur ein günstiger Ausfall der Ernte im Lande selbst kann der Noth ein Ende machen. Gott sei Dank, steht eine solche in Aussicht, aber bis dahin werden noch immer ein paar Monate vergehen. Und selbst dann, wie viele Nachwehen des vorausgegangenen Elendes werden noch zu heilen sein! Wie viele Familien haben bereits ihr ganzes kleines Vermögen hingopfern müssen, um sich die nothwendigsten Nahrungsmittel zu verschaffen! Wie viele Wittwen und Waisen haben ihre Ernährer verloren! Unter diesen Umständen hoffen wir denn auch, daß unsere Leser, die sich bisher schon so großmüthig bewiesen haben, in ihrem Eifer noch nicht nachlassen werden. Es ist uns unmöglich, alle Nachrichten und Hilferufe mitzutheilen, die uns zukommen; wir müssen uns auf wenige Auszüge beschränken.

Aus Agra, also aus dem Norden Indiens, berichtet ein Kapuziner-Missionär am 2. October:

„Gott sei Dank ist noch keine Krankheit hier, aber die Hungersnoth macht sich bereits fühlbar und die Aussichten sind traurig. Zu Tausenden haben sich die Armen aus den Nachbardistrikten und aus den unabhängigen Staaten hierhin geflüchtet; es ist traurig, diese abgemagerten Leiber sich in den Straßen herumschleppen zu sehen . . . . Die katholische Mission war hier, ich darf es wohl sagen, die erste, welche sich der Armen annahm. Der Pfarrer an der Kathedrale, P. Conrad O. Cap., hat am 1. September schon begonnen, an Alle ohne Unterschied Nahrungsmittel auszutheilen; und da die früheren Theurungszeiten uns gelehrt haben, daß Viele vor Hunger sterben, weil sie nicht wissen, wohin sie sich wenden müssen, um Unterstützung zu finden, gehen wir täglich durch die Straßen der Stadt, zeigen den Hilfsbedürftigen den Thurm unserer Kathedrale und sagen ihnen, daß sie dort in der Nähe etwas zu essen und ein Plätzchen zur Ruhe finden. Auf diese Weise haben wir schon Vielen helfen können, und manche von ihnen, durch die ihnen erwiesene Liebe gerührt, haben die Religion, welche diese Liebe einflößt, kennen lernen wollen und sind jetzt Katechumenen; auch hat man uns während des Septembers mehr als hundert Kinder, welche von ihren Eltern nicht mehr ernährt werden konnten, zur Erziehung übergeben. Täglich empfangen etwa 200 Erwachsene Unterstützung von der Mission."

Auch in Bombay beginnt die Theurung ihre Wirkungen auszuüben; die Zahl der Sterbefälle hat sich gegen die vorigen Jahre mehr als verdoppelt; in der mit Dienstag 2. October schließenden Woche starben 712 Personen, d. h. 389 mehr als durchschnittlich in der entsprechenden Woche der vorhergehenden fünf Jahre; dieses Mehr fällt wohl ganz auf Rechnung der Hungersnoth, wenngleich nicht alle diese 389 im eigentlichen Sinne verhungert sein werden. Je weiter wir nach dem Süden kommen, desto größer wird die Noth, und zu der Theurung gesellen sich hier die Krankheiten und namentlich die Cholera. Aus Wisagapatam wird am 27. September geschrieben:

„Während dieser schrecklichen Zeit, in welcher alle Schwestern der Congregation vom hl. Joseph sich auf's Äußerste anstrengten, um die große Noth zu lindern, und ohne Rast in Werken der Nächstenliebe beschäftigt waren, hat es dem lieben Gott gefallen, auch sie noch heimzusuchen. In der Nacht vom 19. September hielt die Cholera, dieser grausame und unbarmherzige Gast, Einzug in das Kloster der Schwestern und raffte innerhalb dreier Tage drei Schwestern und acht Waisenkinder dahin. Die erste, welche in der Nacht vom 19. September einen Anfall der Krankheit fühlte, war die Assistentin, Schw. Peronne; mit ihr zugleich wurden vier Waisenkinder krank; der apostol. Vikar, Msgr. Tissot, eilte noch in der Nacht herbei, um den Kranken die heiligen Sacramente zu spenden; am 20. bei Tagesanbruch starb bereits Schw. Peronne; sie war 50 Jahre alt geworden und hatte 22 Jahre in der Mission gelebt. Wenige Augenblicke später starben auch drei der Waisenkinder. Damit aber hatte die Krankheit noch nicht ihr Ende erreicht; am nämlichen Morgen des 20. fühlte Schw. Valentine einen Anfall der schrecklichen Krankheit und am Abend gegen 6 Uhr starb auch sie, kaum 28 Jahre alt und bereits 7 Jahre in der Mission. Sofort sendete man fünf Schwestern mit 30 Pensionärinnen und Waisenkindern in ein nahes Landhaus, um sie der Ansteckung zu entziehen; allein sie nahmen

bereits den Keim der Krankheit mit sich, zwei der Schwestern und sieben Kinder wurden von der Cholera ergriffen; es starben jedoch nur zwei der Kinder. Dagegen erlag von den im Hause Zurückgebliebenen im Laufe des 21. noch die Schw. Bathilde und drei Kinder. Schw. Bathilde war seit 1870 in der Mission und genoß bei der ganzen eingeborenen Bevölkerung, Heiden so gut wie Christen, einen großen Ruf wegen ihrer ärztlichen Kenntnisse. Da sie sich auch in der Landessprache sehr geläufig ausdrückte, wurde sie von allen kranken Hindu-Frauen der Stadt zu Rath gezogen; viele hundert Heidenkinder, die in Todesgefahr waren, verdanken ihr die Gnade der Taufe. R. i. p."

Aus Sarugani im Vikariat Madura schreibt der hochw. P. Darrieutort, Oberer des mittleren Missionsdistriktes, am 21. August:

„Ringsherum hat die Noth ihren Höhepunkt erreicht; die letzten Monate waren sehr hart, aber man hatte die Hoffnung auf die Sommerernte. Gegen Ostern hatte ein mäßiger Regen die Aussaat von einer Getreidesorte gestattet, die leichter wächst als Reis; die Saat ging auch auf, aber die große Trockenheit hat Alles verdorren lassen und die Hoffnung auf eine Ernte ist dahin. Allerdings kömmt Reis zur See und auf den Eisenbahnen an; allein er ist zu theuer. Für eine Rupie (2 M.) gibt man 7 Padhis Reis[1]. Die Eingeborenen haben Alles, was sie besaßen, Kleinodien, Büffel und Ländereien, verkaufen müssen.

In Folge der großen und langen Entbehrungen hat die Sterblichkeit ungemein zugenommen; überall sieht man Arme in großer Zahl herumwanken, abgemagert wie Skelette; viele fallen todt auf den Straßen hin und ihre Leichen werden die Beute der Hunde und Schakale. Ich lasse die aufsuchen, welche im Dorfe und in dessen Umgebung hinsinken; man gibt ihnen ein bischen Reis und oft kehren sie in's Leben zurück; eine zweite Mahlzeit gibt ihnen dann Kraft genug, um ihren Weg fortzusetzen. Sechs sind hier gestorben und konnten vorher die heilige Taufe empfangen; ein siebenter, ein kleines Kind von 3—4 Jahren, das seine Eltern auf der Straße im Dorfe hatte liegen lassen, wird sogleich die heilige Taufe empfangen; es ist schon am Sterben.

Wie ist es möglich, so großem Elend abzuhelfen? Von allen Seiten bittet man uns um Hilfe. Ich habe in Sarugani eine Anstalt eingerichtet, wo etwa 50 Personen täglich eine Portion Reis empfangen. Die Regierung hat gleichfalls mehrere Unterstützungslager (relief camps) errichtet, in denen man gekochten Reis austheilt; an andern Orten gibt sie den Männern 12, den Frauen und Kindern 6 Pfennige täglich; auch hat sie öffentliche Arbeiten unternommen, um die noch kräftigen Männer zu beschäftigen. Während einiger Zeit habe ich gleichfalls einen Teich in Sarrugani ausgraben und andere Erdarbeiten ausführen lassen und dazu gegen 1000 Fr. verwendet; aber meine Mittel sind erschöpft, gerade zur Zeit, wo die Hilfe am nöthigsten wäre. Um auch nur mäßige Unterstützungen geben zu können, hätte ich mehrere tausend Franken nothwendig; woher soll ich sie empfangen?"

Aus Pondichery schreibt der apostolische Vikar Msgr. Laouënan, am 21. August, an den Director des Pariser Missionsseminars:

„Der Hunger scheint seine Verheerungen zu verdoppeln und er wird noch wenigstens sechs Monate dauern. Meine Mitbrüder wenden sich in den trostlosesten Briefen an mich und ich kann ihren Bitten nicht entsprechen, wie ich es möchte und sollte. Monatlich bedürfte ich etwa 25,000 Franken, bloß um die Katechumenen zu unterhalten. Während früher nur 5, 6 oder 7 Missionäre Katechumenen zu unterrichten hatten, sind jetzt 14 bis 15 mit deren Unterricht beschäftigt. Ein- oder zweimal monatlich vertheile ich 4—5000 Rupien unter sie, aber das ist nur ein Tropfen für das Meer des Elendes, das sie um sich erblicken; daher denn beständige Klagen!

Handeln Sie also für uns und schicken Sie uns gleich alles Geld, was Sie für uns auftreiben können; hoffentlich werden die Almosen fortfahren reichlich zu fließen."

In einem späteren Briefe vom 24. September theilt Msgr. Laouënan mit, daß sich ein sehr günstiger Regen eingestellt habe, der die Aussaat ermögliche und man daher auf das Ende der Noth rechnen könne, wenn das Wetter die nächste Ernte begünstige; allerdings sei diese erst im Januar und Februar 1878, so daß das Elend bis dahin immer noch dauern werde. Im nämlichen Briefe gibt der hochw. apostolische Vikar die Zahl der in seinem Vikariate vom 1. September 1876 bis 1. September 1877 gespendeten Taufen auf 24,721 an; von diesen entfielen 11,099 auf erwachsene Heiden, 125 auf Protestanten, die bedingungsweise getauft wurden, 6325 auf Kinder unter 8 Jahren, deren Eltern sich bekehrten, und 7172 auf Kinder, die entweder von ihren heidnischen Eltern verlassen waren, oder sich in Todesgefahr befanden.

Westwärts grenzt an das Vikariat Pondichery der Vasallenstaat Maissur, welcher gleichfalls eine selbständige Mission bildet. Einem längeren Briefe des hochw. Herrn Bonnetraine vom 5. Sepember entnehmen wir Folgendes. Nachdem er zuerst mitgetheilt, daß die Noth bereits seit October 1876 in Maissur wüthe und daß sich auch dort in ihrem Gefolge die Cholera eingestellt habe, fährt er fort:

Im Distrikte von Gandscham und in der Hauptstadt Maissur habe ich täglich die trostlosesten Scenen vor Augen. Gestern brachte mir noch eine Heidin ihr Kind, weil sie es nicht mehr ernähren könne; sie hatte selbst seit vier Tagen nichts gegessen. Es ist nichts Seltenes, in den Straßen oder an den Wegen Verhungernde zu sehen, die in den letzten Zügen liegen. Fast so oft ich ausgehe, stoße ich auf Leichen, die in den Gräben liegen und manchmal von Hunden oder wilden Thieren bereits angefressen sind. Von der Regierung bestellte Fuhrwerke sammeln täglich die Leichen. Nur die Herzenshärte der Heiden läßt solche Zustände als möglich erscheinen; in einem christlichen Lande würde, glaube ich, selbst bei der Heftigkeit, welche die Noth gegenwärtig hier erreicht hat, so etwas sich nicht ereignen können. — Um einen Begriff des hiesigen Elends zu geben, will ich einige Zahlen anführen. In einem gewöhnlichen Jahre wird der Reis das Pfund zu 12—15 Pfennige verkauft; gegenwärtig kostet er in den Städten per Pfund 50—60 Pfennige, und auf dem Lande wird er hie und da sogar mit 2 Mark bezahlt. Indessen ist der Reis hier nicht das gewöhnliche Nahrungsmittel der ärmeren Klasse; er ist zu theuer. Meistens leben die Arbeiter und kleinen Bauern vom Ragi, einer Art Hirse, die, grob gemahlen, mit Wasser zu schweren, schwärzlichen Klößen angemengt wird. In guten Jahren kostet das Pfund Ragi 4 Pfennige, gegenwärtig steht es auf 50—60 Pfennige und ist dafür an vielen Orten nicht einmal zu haben. Jeder Erwachsene braucht aber mindestens ein Pfund, der Tagelohn jedoch beträgt nicht mehr als 25—30 Pfennige; wie ist es also möglich, daß ein Hausvater sich und seine Familie erhalte?

In der Stadt Maissur sammeln wir eine Menge kleiner Kinder, die von ihren Eltern ausgesetzt oder um ein kleines Almosen hingegeben werden. Wir haben hier zwei Waisenhäuser errichtet, in denen sich immer 160 Kinder befinden; allein leider sterben die meisten rasch dahin und die sorgfältigste Pflege vermag in diesen durch die vorangegangenen Entbehrungen erschöpften Leibern nicht mehr das Lebenslicht zu erhalten; so wechseln die Bewohner der beiden Häuser mit erschreckender Schnelligkeit; wenigstens aber haben wir den Trost, ihnen durch die heilige Taufe den Himmel geöffnet zu haben. Möch-

[1] 8 Padhis sind gleich 1 Marcel und 400 Marcel bilden ein Gares, das selbst ungefähr gleich 50 Liter ist. 7 Padhis sind also nicht ganz gleich einem Achtel-Liter.

ten uns doch nicht die nöthigen Mittel fehlen, um das Angefangene fortzusetzen."

Beschließen wir für heute diese Auszüge mit einem kurzen Bericht über ein am 4. August in Madras gehaltenes Meeting. Unter dem Vorsitz des Gouveneurs der Provinz Madras, des Herzogs von Buckingham, hatten sich die herrorragendsten Bewohner der Stadt versammelt, um über die zur Erleichterung der Hungersnoth zu ergreifenden Mittel zu berathen. In der Eröffnungsrede betonte der Herzog, daß die Hungersnoth sich jetzt auf ein Gebiet erstrecke, das von nicht weniger als 18 Millionen Seelen bewohnt werde. Von diesen seien $1^3/_4$ Millionen so arm, daß sie ganz von der Regierung unterhalten werden müßten. Dazu kämen dann noch die 6 Millionen Bewohner Maissurs, und die Hungersnoth dehne noch immer ihr Gebiet weiter gegen Norden aus. Schon eine große Menge Menschen sei der Noth erlegen; von Tag zu Tag könne man die zunehmende Verheerung constatiren. Vor der großen Ernte im Januar und Februar sei an ein Aufhören der Noth nicht zu denken. Diesem traurigen Gemälde wurde von allen folgenden Rednern nur noch traurigere Züge hinzugefügt. Dr. Cornish wies nach, daß durchschnittlich ein Zehntel der Bevölkerung in der ganzen Präsidentschaft auf Regierungshilfe angewiesen sei; in einzelnen Distrikten steige die Zahl der Unterstützungsbedürftigen auf 26—28%. Dann ging er auf die bereits angerichteten Verheerungen über. In der ganzen Präsidentschaft Madras habe die Zahl der Gestorbenen während der ersten fünf Monate (Januar bis Mai) in den Jahren 1871—1876 durchschnittlich 215,177 betragen; in den entsprechenden Monaten des Jahres 1877 sei sie auf 519,261, also um 304,084 gestiegen, habe sich also mehr als verdoppelt; wenn man Maissur hinzurechne, dürfe man die Zahl derjenigen, die direct oder indirect der Hungersnoth zum Opfer gefallen seien, bis Ende Juli auf mehr als eine halbe Million berechnen. Zum Schlusse endlich machte er aufmerksam, daß, wenn auch die Hungersnoth im Januar und Februar ihr Ende erreiche, noch immer Hilfe nöthig sein werde; „denn dann würden sich Tausende und abermals Tausende von Kindern finden, deren man sich annehmen müsse und die ernährt, gekleidet und erzogen werden müßten. Alle Unterstützungsgelder, die aus England und sonst aus Europa einkämen, würden auf dieses gute Werk am besten verwendet werden."

Westafrika.

Gabun-Mission. Unsere letzten Mittheilungen über dieses Vikariat (1876, S. 237 u. 1877, S. 40) bezogen sich einerseits auf den großen Verlust, den es durch den Tod seines verdienstvollen Begründers, Msgr. Bessieux, erlitten hatte, und andererseits auf die frohen Aussichten, die sich der dortigen Wirksamkeit eröffnet haben, seit ein Zögling der Mission, Felix Adande, an seines verstorbenen heidnischen Vaters Stelle an die Spitze eines bedeutenden Stammes getreten ist. Die Verwaisung der Diözese hat im Laufe des Jahres 1877 ihr Ende erreicht; durch Breve vom 7. Sept. 1877 hat der heilige Vater den bisherigen Generalvikar, P. Leberre, aus der Congregation vom heiligen Geiste, zum apost. Vikar der Gabun-Mission ernannt und denselben im Consistorium vom 21. Sept. als Bischof von Archis i. p. i. präconisirt. Msgr. Leberre wirkt schon seit 1846 an der Gabunküste und bei der ganzen Organisation der Mission war er gleichsam die rechte Hand Msgr. Bessieux'; somit wurde seine Ernennung auch von allen seinen Mitbrüdern als ein hoffnungsreiches Unterpfand eines steten Wachsthums der Mission begrüßt. Wie wir den Briefen der Missionäre entnehmen, fährt der neue katholische Häuptling fort, die Mission auf jegliche Weise zu fördern. Welche Gesinnungen ihn beseelen, zeigt ein Brief, den er am 6. Juni 1877 an den hochw. P. Schwindenhammer, den Generalobern der Congregation vom heiligen Geiste, gerichtet hat; derselbe beweist zugleich, welch' gute Erziehung und welchen soliden Unterricht dieser Negerhäuptling von den Missionären empfangen hat. Der Brief lautet:

„Hochwürdiger und vielgeliebter Pater! Der Brief, den Sie mir geschrieben haben, hat mich sehr gefreut; er hat meine Freude und mein Glück vollkommen gemacht. Mein Herz war gerührt, als ich die Beweise der väterlichen Liebe und Achtung sah, die Sie für mich hegen. Die Mahnungen und Rathschläge, welche Sie mir gaben, werde ich mir tief einprägen.

Ich war immer das bevorzugte Kind Ihrer Missionäre am Gabun; wenn ich an alle Wohlthaten denke, die ich von ihnen empfangen habe und noch empfange, frage ich mich oft: was soll ich thun, um mich dankbar zu beweisen? Jedesmal aber antwortet eine innere Stimme, daß die Missionäre für so viele Opfer, Leiden und Mühen nur verlangen, daß ich treu bleibe in der Übung der Religion, die sie zu lehren gekommen sind. Ja, vielgeliebter Pater, ich bin katholischer Christ und wünsche zu leben und zu sterben in dieser heiligen Religion. Aber ich weiß, daß ich das nicht durch mich selbst kann. Inmitten der vielen Schwierigkeiten, in denen ich hier lebe, ist es der liebe Gott, welcher in mir fortsetzen muß, was er begonnen hat; die allerseligste Jungfrau und der hl. Joseph müssen mir ihren mächtigen Beistand gewähren; Sie und Ihre guten Missionäre müssen mich ganz besonders mit Ihrem Gebete unterstützen.

Ich danke Ihnen für Ihr Bild, das Sie mir geschickt haben; das Leben des ehrw. P. Liebermann werde ich fleißig lesen. Die anderen Bücher, die Sie vom Minister für mich begehrt haben, machen mir viele Freude; empfehlen Sie mich dem hohen Schutze des Ministers, sowie auch der Admiräle, die die Freunde meines verstorbenen Vaters, des Königs Denis, waren, und die mir selbst immer viele Liebe erzeigt haben; ich meine die Herren Baron Didilot, Ribourt, vor Allen die beiden Brüder Fleuriot de Langle, Garraud, Galibert, Seias und so viele Andere, die hier am Gabun waren.

Ich danke Ihnen vielmals für alle Ihre Güte gegen mich; auch danke ich Ihnen für Alles, was Ihre Missionäre für mich gethan haben und noch immer thun. Ich bitte den Herrn, daß er Sie noch lange auf Erden erhalte, damit Sie fortfahren, diese Congregation zu regieren, die sich unserer lieben Gabun-Küste widmet. Beten Sie auch immer für mich und lassen Sie beten, damit ich immer treu bleibe; erbitten Sie für mich einen lebendigen und beständigen Glauben, sowie den Muth und die Kraft, meine Christenpflichten zu erfüllen, und endlich auch die andern für meinen Stand nothwendigen Gnaden, vor Allem aber die Beharrlichkeit. Mein vielgeliebter Pater, lassen Sie Ihren ersten Brief nicht auch der letzte sein; ich habe immer Ihren guten Rath nöthig und es wird mir große Freude machen, so oft ich Ihre trostvollen und ermuthigenden Worte vernehme.

Mit Hochachtung, Liebe und Dankbarkeit Ihr ergebener Sohn Felix Rapontyombo, König der Gabun-Küste."

Übrigens sind es nicht bloß Worte, durch welche der Negerhäuptling seine Gesinnungen an den Tag legt; sie zeigen sich auch in seinen Handlungen. Einer der Missionäre, P. Delorme, schreibt am 6. August 1877:

„Der König Felix beweist sich noch immer für die katholische Religion und für die Missionäre gut gestimmt. Heute noch wurden

mehrere seiner Sklaven getauft, die er selbst unterrichtet hatte. Er fährt fort, seine Unterthanen im Katechismus zu unterrichten, und er hofft, daß es ihm gelingen wird, bei Allen die Vielweiberei abzuschaffen. Die Ältesten seines Stammes sind aber nicht mit ihm, sondern vielmehr gegen ihn. Er hat mir gesagt, die Zahl seiner Unterthanen belaufe sich auf 6000; auch sind schon drei Häuptlinge der Fans zu ihm gekommen, um die Erlaubniß zu erhalten, im Frieden auf seinem Gebiet wohnen zu dürfen. Felix hat ihnen diese Erlaubniß gewährt unter der Bedingung, daß sie ihn als Oberhäuptling anerkennen und ihm Gehorsam leisten. Die Fans kommen also in großer Zahl zu ihm, und ebenso wandern augenblicklich viele Neger vom Cap Lopez hier ein. Der König Felix hat mir den Plan des neuen Dorfes gezeigt, das er anzulegen gedenkt, nachdem er bisher im früheren Dorf seines Vaters gewohnt hat. Es ist eine hübsche und sehr fruchtbare Gegend, die im Norden an's Meer stößt, im Osten und Westen an dichte Wälder, welche durch geringe Arbeit in reiche Ländereien umgewandelt werden können, und im Süden an eine ausgedehnte Ebene, auf welcher mehrere hundert Stück Vieh hinreichende Weide finden. Felix hat daselbst bereits eine Hütte bauen lassen und der Anfang mit einer kleinen Heerde ist auch gemacht. Ganz in der Nähe auf einer Anhöhe wird die Mission eine neue Ansiedelung gründen."

Diesen günstigen Aussichten entsprechen auch schon die Resultate; wie wir aus dem nämlichen Briefe des P. Delorme ersehen, wurden vom 1. Januar 1877 bis zum 1. August bereits 184 Erwachsene getauft; die Schulen zählen mehr als 200 Zöglinge. Alle werden auf Kosten der Mission ernährt, gekleidet und unterrichtet, Dank den Unterstützungen, welche sie vom Xaverius- und vom Kindheits-Verein empfängt. Die Knaben erlernen theils verschiedene Handwerke (es gibt unter ihnen Schuster, Schreiner, Maurer u. s. w.), theils empfangen sie, wenn sie gute Anlagen zeigen, auch höheren Unterricht. Der Admiral Fleuriot de Langle schrieb in Bezug auf diese Schulen: „Einige Schüler haben so große Fortschritte gemacht, daß sie fähig wären, in Frankreich ihr Baccalaureats-Examen zu bestehen [welches ungefähr dem Abiturienten-Examen in Deutschland entspricht]. Leider gibt es für sie an der Gabunküste keine Verwendung, und sie müssen ihre Heimath verlassen, um in Fernando Po oder an der Goldküste Ämter zu suchen, die ihrer Fähigkeit und ihrer Bildung entsprechen." [1] Auch in der Musik werden die kleinen Negerknaben unterrichtet, und sie haben eine Musikbande gebildet, die alle kirchlichen und weltlichen Feste durch ihre nicht übel gespielten Melodien verherrlicht. Die tröstlichste Arbeit neben der Schule gewährt das Spital; über dieses schreibt P. Delorme am 16. August 1877 an seine Eltern:

„In unserm Hospital haben wir stets eine große Anzahl Kranker; wir besorgen sie nach unsern besten Kräften, aber Ihr könnt Euch keine Idee von diesen Kranken machen. Es sind großentheils Aussätzige, deren Leib nur eine große Wunde bildet und weithin einen Leichengeruch verbreitet. Oft kömmt man mich benachrichtigen, daß ein Kranker am Sterben ist. Dann besteige ich mit zwei oder vier Negern meinen Nachen, der nur aus einem ausgehöhlten Baumstamm besteht, und im Fluge geht es zum Dorfe des Kranken. Gewöhnlich finde ich ihn nackt auf der bloßen Erde liegen neben einem kleinen Feuerchen; das ist das Einzige, was er hat; Nahrungsmittel sind keine vorhanden. Ich nehme ihn daher in meine Pirogue und wir kehren zur Mission zurück, wo ich ihm alles gebe, was ihm am Leibe und vorzüglich an der Seele nothwendig ist. Unsere armen Aussätzigen gewähren uns den meisten Trost; seit meiner Rückkehr aus Frankreich [1] bis heute, also in fünf Wochen, habe ich ihrer neun getauft und alle sind in den besten Gesinnungen gestorben."

[1] Tour du monde-1876, t. XXXI, p. 283.

Britisch Nordamerika.

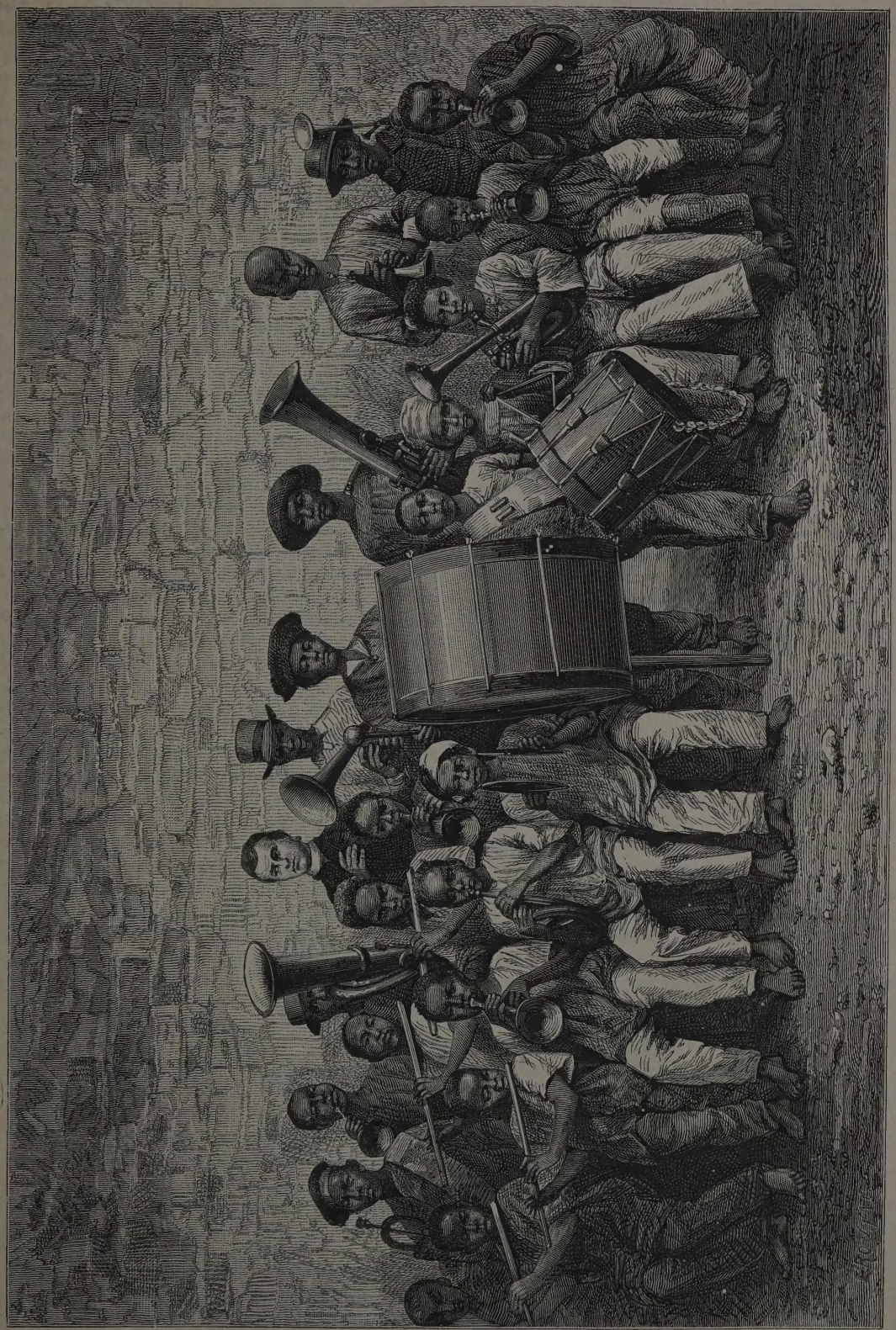
Apost. Vikariat Athabaska-Mackenzie. Wir haben im letzten Jahrgange dieser Monatschrift die Schwierigkeiten hervorgehoben, welche die rauhe, unwirthliche Natur den Arbeiten der Missionäre im hohen Norden Amerika's entgegenstellt. Folgender Brief, den Msgr. Faraud am 10. August 1877 an eine Wohlthäterin seiner Mission richtete, möge als neue Bestätigung das dort Gesagte ergänzen.

„Seit meinem letzten Briefe," schreibt der hochw. Bischof von Anemur, „hatte ich vollauf zu thun mit der jährlich wiederkehrenden, jährlich gleichschwierigen Expedition der Vorräthe an unsere im äußersten Norden verlorenen Stationen. Seit Anfang April war ich daran, 200 Kisten und Ballen aus- und umzupacken — wahrlich ein saures Stück Arbeit! und dann kam die Sorge um die Weiterbeförderung! Der Wasserstand unseres kleinen Flusses war dieses Jahr ausnahmsweise niedrig, zudem hatte mich mein alter Führer, mit dem ich immer tausend Schwierigkeiten hatte, heimlich verlassen. Da saß ich nun ohne Steuermann, und Ruderer konnte ich jetzt auch keine auftreiben, bis ich ihnen mein Wort gab, ich selbst wollte als Führer mich der Fahrt anschließen.

„Am 4. Juni traten wir also die Reise an. Zehn Kisten mußten gleich anfangs zurückgelassen werden. Ich hatte den göttlichen Heiland, der verheißen hat, ein gläubiges Gebet werde selbst Berge versetzen, um drei Tage Regen beschworen: er hat mich erhört. Zwei Stunden waren seit unserer Abfahrt verflossen, da begann der Regen zu strömen, drei Tage und zwei Nächte hindurch. Aber siehe, eine neue Besorgniß! Noch fahren wir dem Ufer des Sees entlang und unsere Bootsleute, von Verwandten und Freunden häufig angesprochen, haben bereits den sechsten Theil der Reisevorräthe vertilgt: was soll das werden? Dabei machte mir mein neuer Steuermann fortwährende Sorgen, im Grunde eine brave Haut, aber leicht entmuthigt und durch Klagen die Anderen entmuthigend. Ich kannte den Mann und hatte mich mit einer ordentlichen Dosis Geduld vorgesehen: die kam mir denn auch wohl zu statten.

„Unter herrlichem Sonnenschein, der auf den Regen gefolgt war, setzten wir am 7. Juni unsere Reise fort. Aber bald

[1] P. Delorme war von seinen Obern nach Frankreich berufen worden, um dort den Druck des von ihm in Verbindung mit seinen Mitbrüdern verfaßten Wörterbuches der Mpongwe-Sprache zu leiten. Bei dieser Gelegenheit wird es gestattet sein, die verschiedenen Werke anzuführen, welche die Patres der Congregation vom heiligen Geiste im Interesse der Mission West-Afrika's über die dortigen Landessprachen oder in denselben bereits veröffentlicht haben. Es sind folgende: Grammaire de la langue pongouée par le R. P. Le Berre (den neuen apost. Vikar der Gabun-Mission) (8 Fr.); Dictionnaire français-pongoué par le R. P. Delorme (10 Fr.); Grammaire de la langue wolofe par Msgr. Kobes (10 Fr.); Dictionnaire français-wolof et wolof-français (2 Bde. 20 Fr.); Grammaire de la langue sérère par le R. P. Lamoise (10 Fr.); Petite bible en wolof (2 Fr.); Epîtres et évangiles en wolof (3 Fr.); Catéchisme en français et en wolof (1 Fr.); Catéchisme en sérère; Catéchisme en pongoué. Alle diese Werke kann man sich verschaffen im Mutterhause der Congregation vom heiligen Geiste (Rue Lhomond 30, Paris), welches dieselben zum Besten der Mission verkauft.



Musicirende Zöglinge aus der Missionsanstalt am Gabun.

stellte sich der Regen wieder ein und zog, verbunden mit der gewöhnlichen Langsamkeit der Leute hier zu Lande, unsere Reise, die auf acht bis zehn Tage berechnet war, auf vierzehn Tage hinaus. Endlich war der Zufluß des Athabaska erreicht, wo seit mehreren Tagen eine Barke unser wartete, die nun den P. Dupire und zwei Laienschwestern aufnahm und bereits nach drei Stunden dem fernsten Norden entgegenführte. Wir selbst machten uns Tags darauf, den 20. Juni, wieder auf die Reise nach dem Lac le Biche. Die drei ersten Tage ging Alles vortrefflich, wir kamen schnell voran und waren Alle guter Dinge: in fünfzehn, höchstens sechzehn Tagen, so rechneten wir, würden wir am Ziele sein. Es kam anders. Am vierten Tage weckte uns der Regen und hielt uns anderthalb Tage an derselben Stelle fest. Endlich, Sonntag den 24. Juni, nachdem ich die heilige Messe gelesen und wir ein bescheidenes Frühstück zu uns genommen, setzten wir die Fahrt fort. Diesen Tag und den folgenden verlief Alles gut: die Leute arbeiteten rüstig und mir war das Herz leicht. Am Abende schlugen wir unser Zelt am Flußufer, 1,50 m. über dem Wasserspiegel, auf. Um drei Uhr Morgens weckt mich der Schreckensruf: ‚Das Wasser steigt!‘ Schon reichte das Wasser mir bis an die Füße, wenige Minuten später war die Flut bereits um Manneshöhe gestiegen. Mit Mühe gelang es uns, noch ein paar Kilometer vorauszukommen, dann mußten wir an einem Hügel anlegen: die Gewalt der Wasser, welche ganze Wälder dahertrieben, gestattete die Weiterfahrt nicht länger. Während der folgenden Nacht stieg das Wasser um weitere 2 m. Ich wußte aus Erfahrung, daß das nicht mehr lange so fortgehen könne und daß dann das Wasser ebenso rasch sich verlaufen würde, wie es gestiegen. Aber wir hatten vor uns die Stromschnelle, Great Rapids genannt, eine jederzeit schwierige, bei Hochwasser aber nahezu unfahrbare Passage: ein unfreiwilliger Aufenthalt von unbestimmter Dauer stand uns also an Ort und Stelle bevor, darnach die Aussicht auf einen bodenlosen Morast, den unsere Leute würden zu durchwaten haben, so oft es gälte, die Schiffe an der Leine voranzuziehen, und zu alledem gingen unsere Vorräthe bereits zur Neige.

„Ich gedachte der äußersten Noth bei Zeiten zu steuern, ließ darum eines der Schiffe im Stich und schickte fünf Mann, mit knappem Mundvorrath versehen, querwaldein, die Mission von der Verlegenheit in Kenntniß zu setzen, in der wir uns befanden. Den Zurückbleibenden versprach ich Lohnerhöhung, falls sie ausharrten. So blieben wir denn auf unserem Hügel festgebannt. Folgenden Tages bereits fand ich das Wasser um 1 m. gesunken und Tags darauf um ebensoviel; wieder einen Tag später war es zusehends in Abnahme begriffen und am fünften Tage, einem Samstag, gab ich das Signal zur Weiterfahrt. Am Abende war die Stromschnelle erreicht. Jetzt noch schaudere ich, wenn ich an das Getöse der Brandung daselbst denke. Drei Tage kostete es uns, statt ebenso vieler Stunden, bis wir unter steter Angst und erschöpfender Vorsicht über den Rücken des Riesen uns hinweggeschlichen hatten. Der Muth und die Kaltblütigkeit unserer Leute verdienten dießmal alles Lob. Bald schritten sie dem Ufer entlang über entwurzelte Bäume dahin, bald oben den steilen Uferfelsen entlang, bald auch zogen sie, bis an den Gürtel in den Schlamm versinkend, die Barken lustig voran. Sieben bis acht Stunden hatten wir uns in dieser Weise mühsam vorangearbeitet, da fanden wir uns an der Stelle, wo zwei Jahre zuvor einer unserer Laienbrüder meuchlerischer Weise sein Leben eingebüßt hatte: ein schlichtes Kreuz, dem Wasser unerreichbar, bezeichnet die Schreckensstätte.

„Aber von dieser Stelle an gönnte uns der Herr nun auch wieder einige Erleichterung: wir kamen in den vier nächsten Tagen schneller voran, dann aber sahen wir uns wieder vor einer Stromenge, wo wir uns weder den Rudern noch der Leine anvertrauen durften. Der Steuermann verlor vollends den Muth: ‚Jetzt ist Alles aus!‘ rief er, ‚wir können vor Ende des Sommers unser Ziel gar nicht mehr erreichen und zu essen haben wir auch nichts mehr!‘ Wir legten an. Müde und niedergeschlagen warf ich mich in meinem Zelte im Gebete vor Gott nieder: was sollte ich thun? — Aber meine Leute sind Christen und plötzlich gibt ihnen ihr Glaube einen rettenden Gedanken ein. ‚Da der hochw. Bischof,‘ meinten sie, ‚bei der Abfahrt drei Tage Regen erbeten konnte, so wird er jetzt wohl einen günstigen Wind uns erbeten können, und damit ist uns geholfen.‘ Sie kommen zu mir, ich soll ihnen am folgenden Morgen zu dieser Intention eine Messe singen. Ich sage zu und singend gehen sie von dannen. Also am folgenden Tag feierliches Hochamt, darauf zahlreiche Gebete. Spät, nach dem Frühstücke, brachen wir auf: statt des gehofften günstigen Windes stellte sich Windstille ein, erdrückende Hitze, zahllose Stechmücken. Die Leute, welche noch immer auf den günstigen Wind rechneten, zogen nur lässig am Seile und um Mittag hatten wir kaum drei Kilometer zurückgelegt. Wir machten Halt, wir rauchten, aßen, trockneten unsere Decken. Es ward drei Uhr und der Wind ließ immer noch auf sich warten. Wohl oder übel mußten wir weiter, ohnehin war die Bahn freier, die Hitze weniger drückend. Nach zweistündigem Zerren und Ziehen bemerken wir einen Gegenstand, der auf uns zukömmt: ist's ein dicker Baumstamm, der uns entgegentreibt, oder reicht uns endlich die Vorsehung ihre barmherzige Hand herab? Ja, sie ist's: bald erkennen wir an der Regelmäßigkeit der Bewegung, daß eine feste Hand jenen Gegenstand leitet, und wenige Augenblicke später umarmt mich P. Grouard, der mit Mundvorrath uns entgegengekommen ist. Am folgenden 9. Juli setzten wir wohlgemuth unsere Reise fort; den Nachmittag wurde Halt gemacht, um den Leuten Zeit zu lassen, ihre hart mitgenommene Fußbekleidung auszubessern. Am Abende wandten sie sich an P. Grouard mit der Bitte, nächsten Morgen die heilige Messe zu lesen zur Erlangung günstigen Windes. Gott wollte nochmals ihren Glauben auf die Probe stellen: abermals Windstille und eine wo möglich noch drückendere Schwüle. Endlich um zwei Uhr Nachmittags beginnt ein wohlthätiges Lüftchen das Segel zu schwellen, schnell und leicht gleitet unser Fahrzeug dahin; vergessen ist alles Leid, die Mannschaft tanzt vor Freude und Aller Mund verkündet das Lob ‚der guten hilfreichen Großmutter‘ — ein artiger Name, den hier zu Lande der Wind führt. Kleine Heilige, hieß es dann, fänden zuweilen mehr Erhörung bei Gott, als die großen.

„Genug, selbigen Tages sagten wir den schlammigen Wassern des Athabaska-Flusses Lebewohl und vertrauten uns den hellen klaren Fluthen des kleinen Flusses La Biche. Vier Tage später, den 15. Juli, geleitete uns ein günstiger Wind über den schönen gleichnamigen See, während Freudenschüsse von allen Seiten ertönten. Am Abende legten wir am Fuße des Missionskreuzes an: die 41tägige Fahrt war zu Ende. Alles in Allem beliefen sich die Reisekosten auf 1000—1200 Frcs., der Verlust der zurückgelassenen Barke auf 6—700 Frcs., aber die Missions-

vorräthe waren doch befördert worden und keiner hatte dabei das Leben verloren, also — Deo gratias!

„Beunruhigt euch nicht um den morgigen Tag und saget nicht: Was werden wir essen, womit uns kleiden? Euer himmlischer Vater weiß, das ihr das Alles bedürft.' In diesen Worten liegt meine ganze Philosophie. Unsere Ausgaben wachsen von Tag zu Tag und übersteigen manchmal sehr bedeutend unsere Einnahmen — und doch leben wir. Die Liebe wirkt eben Wunder; Sie haben auch die Güte gehabt, Ihre Liebesgabe unserer armen Mission zuzuwenden; empfangen Sie dafür meinen aufrichtigen Dank und gestatten Sie mir die Bitte, auch ferner sich unserer armen verlassenen Wilden annehmen zu wollen."

Vereinigte Staaten von Nordamerika.

Kansas. Am 12. August v. J. starb in der St. Mary's Mission (Kansas) P. Moritz Gailland S. J. Derselbe war am 27. October 1815 im Kanton Wallis geboren und trat an seinem 19. Geburtstage zu Stäffis (Kanton Freiburg) in die Gesellschaft Jesu ein. Die Ereignisse des Jahres 1847 führten ihn mit mehreren Mitbrüdern nach Missouri, von wo er bald nach Kansas, in die Mission bei den Pottawatomies geschickt wurde. Dieser Stamm war im Jahre 1838 auf Verfügung der Regierung der Vereinigten Staaten vom Michigansee an den Sugar Creek, einen kleinen Zufluß des oberen Osage River, etwa 15 englische Meilen jenseits der Westgrenze von Missouri, verpflanzt worden. Kaum in der neuen Heimath angelangt, verloren die Indianer ihren geistlichen Vater, den Weltgeistlichen Herrn Petit, an dessen Statt nun die Jesuiten diese Mission übernahmen. Schulen wurden errichtet und die Erziehung der weiblichen Jugend den 1841 dahin berufenen Damen vom heiligsten Herzen anvertraut. 1846 beschloß die Regierung eine weitere Verpflanzung des Stammes an den Kansasfluß oberhalb Topeka, der jetzigen Hauptstadt von Kansas. Als sie im darauffolgenden Jahre zu deren Ausführung schritt, wurden den Wilden durch Mißverständniß ihre Wohnsitze zunächst im Gebiete der Pawnees angewiesen, was 1848 einen abermaligen Umzug nothwendig machte. Dießmal begleitete bereits P. Gailland die Wilden und gründete mit ihnen die Mission Unserer Lieben Frau.

Ein fruchtbarer, holzreicher Landstrich wurde für die neue Niederlassung erwählt. Sofort schritt man zum Bau der Wohnungen: für den Pater und die Knaben ein einstöckiges, für die Schwestern ein zweistöckiges, hölzernes Gebäude. Das Dach bestand aus Brettern, die Spalten wurden mit Reisig und Lehm verstopft, im Hause der Schwestern waren die Wände zur Nothdurft beworfen. Erst vor wenigen Jahren wurden diese bescheidenen Wohnungen durch geräumigere, vierstöckige Gebäude ersetzt, an deren Seite sich eine hübsche steinerne Pfarrkirche erhebt.

P. Gailland hat alle Veränderungen mit durchlebt, welche über jene Gegend seit 1848 ergangen sind. Als ringsum der Kreis weißer Ansiedler immer mehr und mehr sich verengte, verkauften die Pottawatomies ihre Reservation, die Kansas-Pacific-Eisenbahn wurde durch dieselbe gelegt, Städte und Dörfer schossen ringsumher gleichsam aus dem Boden empor und füllten sich mit einer fleißigen, Ackerbau treibenden Bevölkerung. Dazumal waren bereits zwei Drittheile des etwa 3000 Seelen zählenden Stammes für das Christenthum gewonnen. P. Gailland redete geläufig die Sprache der Pottawatomies sowie mehrerer anderer Stämme und verfaßte auch eine Sprachlehre und ein Wörterbuch der Ersteren. Seine Thätigkeit reichte weit über seine Missionsstation hinaus, indem er selbst die ringsumher streifenden Indianer aufsuchte und sie beredete, ihre Kinder zur Schule zu schicken und ihre unstäte Lebensweise aufzugeben. Er scheute weder Entfernungen, noch die Ungunst der Witterung und die Unwegsamkeit der Gegenden, wenn es galt, die zerstreuten Schafe seiner Heerde aufzusuchen oder Kranken die Tröstungen der Religion zu vermitteln. Eine eiserne Gesundheit kam hier seiner Tugend und seinem Opfermuthe zu Hilfe.

Vor einigen Jahren kehrte der rüstige Missionär um die Mitte des Winters von einem apostolischen Ausfluge zurück. Am Ufer des Kaw River angelangt, blieb ihm nur die Wahl, entweder den hochgeschwollenen Fluß zu durchschwimmen oder die Nacht in der schneebedeckten Prairie zu verbringen. Er wählte das Erstere. Eilf Stunden ritt er sodann unausgesetzt in seinen nassen, von Frost starrenden Kleidern weiter, bis er seine Wohnung erreichte. Das war zuviel, selbst für eine so erprobte Gesundheit wie die seinige: einen Tag später befiel ihn die Krankheit, von welcher er sich nicht mehr erheben sollte. Rührend waren die Beweise der Anhänglichkeit, welche während seiner Krankheit und bei seinem Tode seine Indianer ihm gaben, und die tiefgefühlte Trauer, mit welcher sie seine Leiche zu ihrer letzten Ruhestätte geleiteten. R. I. P.

Maryland. Der ehrwürdige P. McElroy S. J., der älteste Priester und der älteste Jesuit Amerika's, starb am 13. Sept. in Frederick. Johann McElroy wurde am 14. Mai 1782 in der Provinz Ulster, Irland, geboren und wanderte im Jahre 1803 nach Amerika. Hier widmete er sich zunächst der kaufmännischen Carriere und trat am 10. Oct. 1806 in das Noviziat der Jesuiten in Georgetown ein. 1817 wurde er zum Priester geweiht und am 2. Februar 1821 legte er die letzten Gelübde ab. Im Jahre 1822 wurde er von seinen Oberen nach Frederick City, Md., gesandt, wo er sich als eifriger Diener Gottes zeigte. 1846 zog er, als einer der beiden katholischen Armeekapläne, mit den Ver. Staaten-Truppen nach Mexico. Nach seiner Rückkehr wurde er 1847 von seinen Oberen an die St. Marien-Kirche in Boston berufen, wo er 17 Jahre lang mit außerordentlichem Segen wirkte. Er war der ganzen atlantischen Küste entlang wegen seines unermüdlichen, apostolischen Eifers bekannt und verehrt. Sein Eifer und Wirken lebten noch lange fort, als viele von Denen, die mit ihm die mühevolle Missionsbahn betreten, schon längst zur Ruhe eingegangen waren. Sein Leben war eine Arbeit, eine unaufhörliche Kette von Verdiensten. Viele Kirchen und Schulen legen Zeugniß ab von seinem Schaffen, und durch seine Sittenreinheit, durch seine Sanftmuth und durch seine nie versiegende Mildthätigkeit überwand er die Vorurtheile zahlreicher Andersgläubigen. Seit 1864 war P. McElroy in verschiedenen Zweigen der Seelsorge thätig; in den letzten Jahren jedoch wurde sein Gesicht immer schwächer, so daß er nicht im Stande war, ohne Führer auszugehen; allein auch wenn er an sein Zimmer gefesselt war, blieb er stets thätig und mit nutzbringenden religiösen Sachen beschäftigt. In Boston, wo er so lange als eifriger Seelenhirt wirkte, wird sein Name immerfort mit Ehren genannt werden, und die herrliche Kirche von der Unbefleckten Empfängniß, welche er erbaute, wird ein Denkmal seiner Wirksamkeit sein und künftigen Generationen erzählen von dem ältesten Priester und Jesuiten Amerika's. R. I. P.

Miscellen.

Gützlaff, der „Apostel China's". Seinerzeit hat sich der protestantische Sendbote Gützlaff (geb. 1803 in Pommern, gest. 1851 in Hongkong) einen gefeierten Namen verschafft; in allen „evangelischen" Missionsversammlungen war nur die Rede von den „wunderbaren Erfolgen des Gottesmannes". Noch in der neuesten Ausgabe des Meyer'schen Conversations-Lexikons (1876. Bd. VIII. S. 334) wird Gützlaff der „Apostel China's" genannt, und besagtes Lexikon, das einen hl. Franz Xaver nicht zu kennen scheint und alle katholischen Größen entweder übergeht oder nur höchst kurz und mit der schreiendsten Ungerechtigkeit behandelt, glaubt den Großthaten dieses protestantischen „Apostels" mehr als eine Spalte widmen zu müssen. Wie es nun mit diesen Großthaten bestellt war, berichtet uns das „Ausland" (8. Oct. 1877. S. 820) nach dem protestantischen Missionsblatt „The Chinese Recorder and Missionary Journal." Das „Ausland" schreibt: „Nach neueren Enthüllungen ist Dr. Gützlaff bei seinem Bestreben, dem Christenthum Eingang in China zu verschaffen, in einer Weise verfahren, die kaum glaublich erscheint. Er wählte nämlich unter den Chinesen, welche seine Bibelstunden besuchten, die aufmerksamsten aus und schickte sie mit Säcken voll neuen Testamenten und Traktätlein in die entferntesten Provinzen. Dabei versah er sie mit Reisegeld und zahlte ihnen monatlich 6 Dollars, anfangs aus seiner Tasche, später aus den Beiträgen, die in Europa und Amerika zu diesem frommen Zwecke gesammelt wurden. Unter solchen Umständen war sein Bureau natürlich stets voll von Bewerbern um diese vortheilhaften Stellen. Zu einer gewissen Zeit hatte er nicht weniger als 366 solcher Colporteure oder Reiseprediger, wie er sie nannte, die mit der größten Regelmäßigkeit, mit Reisegeld und Säcken voll Testamenten ausgerüstet, ihre Reiserouten scheinbar durchliefen und bei ihrer Rückkehr schöngeschriebene Tagebücher über Reisen, die sie niemals gemacht hatten, Concepte von Reden und Predigten, die sie niemals gehalten hatten, und Listen von Neubekehrten, die sie nie getauft hatten, vorlegten. Der arme Gützlaff wähnte, diese nichtswürdigen Bursche seien alle von dem gleichen heiligen Eifer beseelt, wie er selbst. Er übersetzte ihre heuchlerischen, in den gläubigsten Ausdrücken gehaltenen Berichte, schickte sie nach allen Weltgegenden und bat um Unterstützung für seine chinesische Union, wie er diese Bande von Scheinheiligen nannte, mittelst der er ganz China bekehren zu können hoffte. Allein die Bibeln, welche er mit seinem mühsam zusammengebrachten Gelde von dem chinesischen Drucker kaufte und an die Mitglieder seiner Union austheilte, wurden von diesen alsbald wieder an den nämlichen Drucker verkauft, der sie wieder an Gützlaff verkaufte! Die Colporteure verließen Nanking nicht und schmiedeten ihre lügenhaften Reiseberichte hinter dem Ofen."

Welcher „Apostel China's"!

Für Missionszwecke.

	Mark.
Für die dürftigsten Missionen:	
Durch P. C.	20.—
Von J. P. in Veen	9.—
Aus Kevelaer	20.—
Von Pfr. George in Polajewo	20.—
Für das Vikariat Athabaska-Mackenzie:	
Von Anonym aus Belgien . . . . . Fr. 400.	320.—
Für die hungernden Christen in den Vikariaten Südindiens:	
Von N. N. aus Dermbach: „In honorem s. s. Cordis Jesu"	20.—
Durch die Stadtpfarrei in Mergentheim	250.—
Von W. u. K. in Mieschova	30.—
Von Kloster Waldsassen	71.—
Von N. N. in D.	10.—
Von N. M. aus M. Gladbach	10.—
Von N. N. . . . . ö. W. fl. 50.	85.71
Aus Ermland: „Consolatrix afflictorum ora pro nobis"	300.—
Von Pfr. Strobel in Thalheim, durch die Redaktion des „Freiburger Kirchenblattes"	60.—
Von P. K.	1.—
Von einem Pfarrer aus Westpreußen	5.—
Durch J. R. in K.	24.—
Von N. N. aus Oberbaiern	50.—
Von Curat Gifelbrecht in Immenbartholomäberg . . . ö. W. fl. 1.	1.70
Von der Pfarrei Ostermünchen: „Date et dabit vobis"	80.—
Durch Herder u. Co. in München	29.—
Von J. R. M. L., durch Herder u. Co. in München	50.—
Von N. N.	50.—
Von Pfr. Bitter in Bausenhagen	15.—
Von der Herz-Jesu-Bruderschaft in Lemberg	4.28
Von Cooperator Joh. Cernez in Triest . . . . . ö. W. fl. 1.	1.72
Von Pfr. George in Polajewo	20.—
Aus Lipoglau in Krain . . . . . ö. W. fl. 10.	17. 2
Von Pfr. Bäumer in Belmicke	20.—
Von einer Bauerntochter in L.	24.—
Von J. E.	12.—
Von Z. in Dinkelsbühl	4.—
Von P. B. in Paderborn	40.—
Durch den „Sendboten" in Innsbruck . . . . . ö. W. fl. 57.50	97.79
Durch den „Sendboten" in Innsbruck . . . . . ö. W. fl. 75.—	127.55
Von Stadtkaplan Jgn. Vicentini in Augsburg	300.—
Von N. N.	4.—
Von Kaplan Schädel in Ravensburg	12.—
Von C. T. in Frankfurt a. M.	5.—
Von den Mitgliedern des lebendigen Rosenkranzes aus Mosbach	7.—
Aus Mosbach: „Ein Opfer zu Ehren der hl. Elisabeth"	30.—
Von Ungenannt	20.—
Durch Kaplan Beetz in Mosbach	5.—
Von W. Glatz	20.—
Von einigen Theologen in Freising: „Cor bonum boni pastoris, dona tuo gregi orbo pastorem secundum tuum cor"	24.—
Aus der Pfarrgemeinde Dingelbe, Diöcese Hildesheim	216.—
Von Ungenannt aus Bernolsheim	100.—
Durch die Redaktion des „Tiroler Volksblattes" in Bozen ö. W. fl. 147.30	250.54
Aus Düren: Ertrag einer Sammlung	160.—
Für die hungernden Christen in Coimbatur:	
Von A. S. aus R.	5.—
Für die hungernden Christen in Madura:	
Von J. J. H., Pfr. in R.	21.—
Für die hungernden Christen in Pondichery:	
Von C. T. in Frankfurt a. M.	5.—
Für die Mission in Japan:	
Von Gerichtsnotar Stoll in Freiburg	10.—
Von Pfr. George in Polajewo	20.—
Von Pfr. Schleder in Kelberg	6.—
Von N. N. „Miserere mei Deus"	100.—
Für die Mission in China:	
Durch Kaplan Beetz in Mosbach	5.—
Für die Kirche der unbefleckten Empfängniß in Osaka in Japan:	
Von N. N.	200.—
Für arme römisch-katholische Priester in Persien:	
Von einem Pfarrer aus Westpreußen	95.—
Von B. B., Priester	58.—
Für die nothleidenden Priester des Libanon:	
Von Kaplan Stöber in Bayerdiessen	10.—
Für die in Sibirien nothleidenden Priester:	
Von N. N. aus Oberbaiern	50.—
Für die Aussätzigen auf Madagaskar:	
Von Pfr. Bitter in Bausenhagen	5.—
Von C. S. in Lüdinghausen	14.—
Für P. Horner in Sansibar:	
Von C. S. in Lüdinghausen	21.—
Für den Loskauf und Unterhalt von Heidenkindern:	
Von M. Seisenberger, Prof. in Freising	10.—
Durch P. J. C. aus Altötting	100.—
Von Curat Gifelbrecht in Immenbartholomäberg . . . . ö. W. fl. 1.	1.71
Von Pfr. George in Polajewo	20.—
Von Stadtkaplan Xav. Breher in Memmingen	10.—
Von Cooperator Sperka in Bruck . . . . . ö. W. fl. 10.	17. 6
Von N. N.	4.—
Von Kaplan Schädel in Ravensburg	12.—
Durch P. C.	20.80
Aus Jg. in Württemberg	40.—
Vom Pfarramt Hahnbach N. E. 257	73.—
Für den Loskauf und Unterhalt von Negerkindern:	
Von Frl. Anna Trost, durch Curat Eder in Passau, Maria-Hilf	40.—
Zum frommen Andenken an eine Verstorbene	21.—
Für den Franciscus-Xaverius-Verein:	
Von der Herz-Jesu-Bruderschaft in Lemberg	62.53
Von Stadtkaplan Xav. Breher in Memmingen	10.—
Durch die Redaktion des „Tiroler Volksblattes" in Bozen ö. W. fl. 2. 40.	4. 9
Für den Peter-Claver-Verein:	
Von Reßbach in Göppingen	6.—
Für den St. Michaels-Verein:	
Von Pfr. Vogt in Hundingen	8.—
Für die erzbischöfliche Rettungsanstalt für verwahrloste Kinder in Riegel:	
Von Pfr. Vogt in Hundingen	2.—
Zur Erbauung der Josephskirche in Bukarest:	
Durch die Redaktion des „Tiroler Volksblattes" in Bozen . ö. W. fl. 6.	10.21
Für verschiedene Zwecke:	
Von N. N. in Neustadt	1.—
Durch die Redaktion des „Tiroler „Volksblattes" in Bozen ö. W. fl. 1.40.	2.39

Unter Mitwirkung einiger Priester der Gesellschaft Jesu herausgegeben von **F. J. Hutter**, Theilhaber der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.
Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg (Baden).
Zweigniederlassungen in Strassburg, München und St. Louis, Mo.

Der Abdruck der Aufsätze der „Katholischen Missionen" ist nicht gestattet, der der Nachrichten nur mit Angabe der Quelle erwünscht.